



Rezensionen und Anzeigen

Herbert Bannert: Seth L. Schein (ed.), Homer, Iliad Book IV. Cambridge: Cambridge University Press 2026. (Cambridge Greek and Latin Classics.). XVI + 243 S. ISBN 978-1-009-22566-3. DOI 10.1017/9781009225694 3

Sonja Schreiner: Markus Schlmeyer, Antike Migration. Berlin-Boston: Walter de Gruyter. Oldenbourg 2025. (EGRA. Enzyklopädie der griechisch-römischen Antike. 14.) X + 275 S. Ill. ISBN 978-3-11-072136-2. e-ISBN (PDF) 978-3-11-072145-4. e-ISBN (EPUB) 978-3-11-072152-2 5

Sonja Schreiner: Peter Zeller, Klimageschichte der griechisch-römischen Antike. Berlin-Boston: Walter de Gruyter. Oldenbourg 2025. (EGRA. Enzyklopädie der griechisch-römischen Antike. 15.) VIII + 184 S. Ill. ISBN 978-3-11-075016-4. e-ISBN (PDF) 978-3-11-075020-1. e-ISBN (EPUB) 978-3-11-075023-2 6

Sonja Schreiner: Justine Diemke-Horst – Tobias Mörtz (Hg.), Kriegerinnen im Altertum. Trier: Wissenschaftlicher Verlag 2025. (IPHIS. Gender Studies in den Altertumswissenschaften. Beiträge zur altertumswissenschaftlichen Genderforschung. 14.) 215 S. Ill. ISBN 978-3-98940-089-4 (Print). ISBN 978-3-98940-090-0 (Open Access) 7

Sonja Schreiner: Rebecca Kreßner, Männliche Mobilität, weibliche Handlungsmacht. Soziale Organisation und ökonomische Praxis an der Ostadriaküste in hellenistischer und römischer Zeit. Berlin-Boston: Walter de Gruyter. Oldenbourg 2026. (TRANSMARE. Maritime Studies and the Movement of People, Goods, and Ideas from Antiquity to the Present. 2.) XI + 317 S. Ill. ISBN 978-3-11-156131-8. e-ISBN (PDF) 978-3-11-221523-4. e-ISBN (EPUB) 978-3-11-221524-1. ISSN 2943-7776 11

Ekkehard Weber: Michael Sommer – Stefan von der Lahr, Die verdammt blutige Geschichte der Antike ohne den ganzen langweiligen Kram. Mit Illustrationen von Lukas Wossagk. München: C.H. Beck 2025. 364 S. mit Anmerkungen, einem Quellenverzeichnis, weiterführender Literatur („Leseempfehlungen“) und Register. 2 Übersichtskarten auf den inneren Umschlägen. ISBN 978-4-406-83075-4 13

Walter Stockert: Joseph Conlon, Plautus’ *Persa*. Introduction and Commentary. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. Verlag Antike 2025. (Studia Comica. 26.) 214 S. ISBN 978-3-911065-36-8 (print) 15

Sonja Schreiner: Berkan Sariaydin, Ekphrasis in Vergils *Aeneis* und Ovids *Metamorphosen*. Intermedialität und Intertextualität im augusteischen Epos. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2025. (Bibliothek der klassischen Altertumswissenschaften. N.F. 2, 168.) 525 S. ISBN 978-3-8253-9692-3 17

Bernhard Söllradl: Konstantin Ameis, Heimliche Nachtaktionen in der *Thebais* des Statius. Münster: Aschendorff 2022. (Orbis Antiquus. 57.) X + 408 S. ISBN 978-3-402-14469-5 19

Clemens Weidmann: Vanessa Bayha, Augustins *De haeresibus*. Ein Kommentar. Paderborn: Brill. Schöningh 2023. (Augustinus – Werk und Wirkung. 16.) 708 S. ISBN 978-3-506-79077-4 21

Sonja Schreiner: Johannes Heil, Andere Juden. Texte der westlichen Diaspora (ca. 400–800) und ihre christliche Rezeption (ca. 700–1200). Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2024. (Schriften der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg. 24.) XXII + 618 S. Ill. ISBN 978-3-8253-9575-9 24

Sonja Schreiner: Manolis Ulbricht – Jens Scheiner (Eds.), From *Oriens Christianus* to Islamic Near East. Historiographical, Theological, and Cultural Cross-Pollinations in Late Antiquity and Early Islam. Trier: Wissenschaftlicher Verlag 2024. (BAC. Bochumer Altertumswissenschaftliches Colloquium. 117.) 212 S. Ill. ISBN 978-3-98940-058-0 26

Herausgeber: *Herbert Bannert*

Fachberatung und wissenschaftliches Lektorat: *Kurt Smolak*

Redaktion: *Sonja Schreiner* | Titelbild: *Sonja Reisner* – *Raimund Merker*

Rezensionsangebote erbeten an: klass.phil.rezensionen@univie.ac.at

Seth L. Schein (ed.), Homer, *Iliad Book IV*. Cambridge: Cambridge University Press 2026. (Cambridge Greek and Latin Classics.). XVI + 243 S. ISBN 978-1-009-22566-3. DOI 10.1017/9781009225694

Entscheidendes geschieht im vierten Buch der *Ilias*: Da Menelaos offenkundig der Sieger in dem Zweikampf mit Paris ist – auch wenn dieser in einer Nebelwolke verschwunden ist und der Sieg nicht in Gegenwart des Gegners erklärt werden kann –, wären die Troer zur Herausgabe der Helena und der Güter verpflichtet, und damit wäre das Geschehen der *Ilias* beendet. Die Götter werden infolgedessen aktiv (Götterversammlung) und veranlassen, dass die Verträge gebrochen werden, indem der Lykier Pandaros, von Athene angestiftet, einen Pfeil auf den ins Lager zurückgekehrten Menelaos schießt – der Erfolg ist sicher, wird von Athene noch ausdrücklich garantiert, da der Schütze versteckt bleibt. Die Verträge sind damit gebrochen, das Geschehen muss weitergehen. Mit der Vorstellung und Überprüfung der Kontingente durch Agamemnon (Epipoleis) wird das Heer vorgestellt und der erste eigentliche Kampftag eingeleitet. Beendet wird dieser mit einer zusammenfassenden Bemerkung über die Folgen des Kampfes und dessen Opfer auf beiden Seiten, ehe der Erzählvorgang gleichsam abhebt und ein Augenzeuge des Kampfes eingeführt wird, der, von Athene sicher geleitet, das Geschehen miterlebt.

Seth Schein verdanken wir wichtige Beiträge zur Homerlektüre und -forschung: *The Mortal Hero. Introduction to Homer's Iliad* (1984; dazu meine Rezension in WSt 103 [1990], 256); *Homeric Epic and its Reception. Interpretive Essays* (2016; dazu WSt 133 [2020], 48), und, ebenfalls in der Reihe der „Cambridge Green-and-Yellow“-Texte, *Homer. Iliad Book I* (2022). Mit dem vorliegenden Buch gelingt ihm eine ausgezeichnete und durchdachte Kombination aus Informationen für Lernende und weiterführenden Abschnitten für erfahrene Leser*innen: eine auf wesentliche Fakten zu Homer und der Entstehung der Epen beschränkte Einführung, dazu eine sehr detaillierte Darstellung der Metrik und eine zusammenfassende Auflistung der Eigenheiten der homerischen Sprache, Erklärungen zu formelhaften Wendungen, Verswiederholungen und anderen Eigenheiten der Sprache des Epos. Der *Ilias*-Text ist, mit einem verkürzten, die nötigsten Angaben zusammenfassenden Apparat, der Teubner-Ausgabe von Martin L. West (1998) entnommen.

Der Kommentar bietet eine ausgewogene und sehr informative Verbindung von Erklärungen zu Sprache und grammatischen Erscheinungen des Epos (mit Aufschlüsselung spezieller homerischer Formen und Erklärungen zur Genese einzelner, typisch epischer Wörter) und ausführlichen, ebenso treffenden und wichtigen Hinweisen auf den Inhalt und den Aufbau von Buch IV.

Das Ganze ist ausgewogen, sehr gut dargestellt und in der besten Tradition der Homererklärung gestaltet. Anzumerken bleiben daher nur einige Ergänzungen: 105 (zu Vers 69): gute, zusammenfassende Erklärung zu den viel behandelten und besonders in Übersetzungen oft umstrittenen ἔπεα πτερόεντα, den „geflügelten“ oder „gefiederten“ Worten, im Sinne von „sie fliegen pfeilschnell von Mund zu Ohr“, mit weiterführenden Bemerkungen.

115ff.: Zum Pfeilschuss des Pandaros (Verse 104–147) kann man noch deutlicher auf die Technik der Darstellung hinweisen, denn die Bedeutung der Ereignisse wird vom Dichter durch singuläre Mittel der Präsentation hervorgehoben. Das Geschehen verlangsamt sich, der Schuss des Bogenschützen selbst wird mit noch zusätzlich retardierender Genauigkeit und Perspektivenwechsel beschrieben, die den Vorgang in Zeitlupe zeigen: Pandaros und seine Begleiter in Großaufnahme (105–115); Fokus auf Pandaros, der den Bogen vorbereitet und

den Pfeil einlegt (116–121); weitere Vergrößerung des Bildes, wenn Pandaros den Bogen spannt (122–126). Der Pfeil wird abgeschossen, in der Darstellung bleibt er gewissermaßen in der Luft stehen, denn der Dichter wechselt die Erzählperspektive, und der Pfeil wird aus der Sicht des Menelaos erwartet; auch Athene hat ihren Standort gewechselt und erwartet den Pfeil an der Seite des Menelaos, um die Folgen des Schusses in ihrem Sinne zu beeinflussen (127–133); und weiter verlangsamt der Dichter das Geschehen und beschreibt Schritt für Schritt den Weg des (durch Athene in seiner Wirkung kontrollierten) Pfeils: Vers 134 Treffer (punktueller Aorist), und die folgenden Augenblicke des Pfeils, die das hinter dem Ereignis zurückbleibende Tempo der Erzählung kaschieren, sind mit dem das gerade Geschehene bezeichnenden Plusquamperfekt mitgeteilt (Verse 135–136, von Schein 125 erklärt); vgl. dazu auch Herbert Bannert, *Homer lesen*, Stuttgart-Bad Cannstatt 2005, 85–90. (Vers 137: zu ἔρκος ἀκόντων kann formal zur Verwendung rhythmisch gleich klingender Versteile ein Hinweis auf die Formulierung ἔρκος ὀδόντων nützlich sein; vgl. Vers 350!)

125, zur Verwundung des Menelaos durch den Pfeil des Pandaros mit dem Gleichnis von der Frau, die eine aus Elfenbein gefertigte Wangenklappe für Pferde gestaltet: Gezeigt wird damit vor allem, dass die Unterleibswunde – mit Athenes Hilfe – nur ganz oberflächlich geblieben und nur wenig Blut, gerade sichtbar, auf Schenkel und Beine gesickert ist: Schein's Interpretation, dass damit eine entscheidende Beeinträchtigung des Ansehens für den Kämpfer Menelaos angedeutet wäre, weil sein unterlegener Kontrahent Paris mit Aphrodites Hilfe zu Helena in die Burg entrückt, der Sieg nur einseitig festgestellt werden kann und Menelaos durch die Geringfügigkeit der Verwundung (am Unterleib) durch den aus dem Hinterhalt geschossenen Pfeil somit gewissermaßen neuerlich und zusätzlich gedemütigt würde, liegt wohl eher nicht im Blick des Dichters, der mit bewusst eingesetzten formelhaften Wendungen für Verwundungen im Kampf bloß die unerhebliche Wunde beschreibt (auch ist im Text nur von μηροὶ εὐφρέας die Rede und nicht von „white thighs“, 125).

180–181 zu den Versen 422–456: In dem Abschnitt über die Vorbereitungen zu den Kämpfen verweist Schein auf die auffälligen akustischen und optischen Elemente, die vor die eigentliche Handlung gesetzt sind. Einen Abschluss findet diese Linie – nach der Darstellung der Kampfhandlungen – im Epilog zu Buch 4, wenn ein Beobachter des Geschehens angeführt wird, der mit Athenes Hilfe gewissermaßen als Augenzeuge im Geschehen steht. So ist die Darstellung von akustischen Ereignissen – in Vers 455 hört ein Hirte den Schlachtlärm – zu optischen geführt: Schein erklärt die Stelle und verweist auf die bemerkenswerte Interpretation bei Eustathios, der einen Hinweis auf einen Leser der *Ilias* sieht, der, von Athene geführt, die Kämpfe lesend vergegenwärtigt (207).

192ff. zu den Versen 473–489, dem Tod des Simoeisios: Schein beschreibt in dieser ersten entscheidenden Zweikampfszene der *Ilias* mit ihrer Vorausdeutung auf den Tod Hektors (Hinweise, die sich noch mehrmals in der *Ilias* wiederholen) ausführlich die Bedeutung der Szene und ihre spätere Wirkung. Anschließend an die Beobachtung, dass der Dichter, wie eben gesehen, gelegentlich optische und akustische Elemente einführt, um das Geschehen gewissermaßen bezeugen zu lassen, kann man auch in der Simoeisios-Szene, im Gleichnis von der Pappel am Rand eines Gewässers, die von einem Wagner gefällt wird, um sie zu einem Radkranz zu biegen und für den Bau eines Streitwagens (!) zu verwenden, die Einführung eines Dritten erkennen, der (im Gleichnis) nicht in die eigentliche Handlung eingebunden ist: Die Darstellung wird auch hier durch einen Beobachter ergänzt und das Geschehen mit einem Augenzeugen erfahrbar gemacht (485).

Seth Schein hat eine ausgezeichnete Einführung, Hinführung und Weiterführung eines *Ilias*-Gesangs vorgelegt, die traditionelle Erklärungen homerischer Wörter, Formen und gram-matischer Eigenheiten ebenso bietet wie eine knappe Darstellung der Probleme und Fort-schritte der Homerforschung, unter Einbeziehung der in der Interpretation der Dichtung ge-wonnenen Erkenntnisse. Es ist dem Verfasser damit eine ausgezeichnet ausgewogene, für wörtliche Übersetzung ebenso wie für literarische Interpretation geeignete, Freude machende Darstellung gelungen. (In dem sorgfältig und exzellent gedruckten und ausgestatteten Buch habe ich einen einzigen Spiritus-Fehler verzeichnet: 118, Verse 113–115.)

Ich schließe mit Michael Hallerans letztem Satz aus seiner Rezension von Scheins Ausgabe des ersten Buches der *Ilias* (<https://bmcr.brynmawr.edu/2023/2023.01.39/>) – und schließe mich ihm an: „Reading it, one feels confident of being in the sure hands of a scholar who has thought deeply about the poem over a long career. The edition’s rich scholarship, full and careful treatment of myriad issues, thoughtful judgments, and attention to both the small items and the big picture open up the marvels of the *Iliad*. For decades to come it will prove a valuable companion for anyone reading the poem’s opening book.“ Dieses Buch zur Hand zu nehmen, kann ich nur empfehlen.

Herbert Bannert

Markus Sehlmeier, *Antike Migration*. Berlin-Boston: Walter de Gruyter. Oldenbourg 2025. (EGRA. Enzyklopädie der griechisch-römischen Antike. 14.) X + 275 S. Ill. ISBN 978-3-11-072136-2. e-ISBN (PDF) 978-3-11-072145-4. e-ISBN (EPUB) 978-3-11-072152-2

Die Herausgeber*innen der Reihe *EGRA* – Uwe Walter in Verbindung mit Frank Bern-stein, Tanja Itgenshorst und Michael Sommer – haben es sich zum Ziel gesetzt, in jeweils drei großen Einheiten („Enzyklopädischer Überblick“, „Grundprobleme und Tendenzen der For-schung“ und „Literatur“) eine brauchbare Übersicht über wichtige (gesellschaftspolitische) Themen der Antike zu geben. Im vorliegenden Band erweitert Markus Sehlmeier den (V) „enge[n] zeitliche[n] Rahmen von Antike, der Zeit Homers bis zu Justinian [...] um die Her-kunft der ‚Griechen‘ und die Völkerwanderungszeit bis ins 7. Jh.“ und um „andere Kulturen des Altertums [...], deren Angehörige in die antiken Reiche migriert sind.“ In einem „Anhang“ bietet er eine Übersicht zu „Bibliographische[n] Abkürzungen“ und „Abbildun-gen“. Am Ende stehen ein bei der Fülle des Materials hilfreiches „Sachregister“, ein unent-behrliches „Register der Ethnien und politischen Formationen“ und ein nützliches „Orts-register (Naturräume und Siedlungen)“.

Auffällig, aber die Orientierung und Zusammenschau erleichternd ist die auf den ersten Blick gewöhnungsbedürftige Tatsache, dass sich in allen drei Abschnitten die exakt gleichen Kapitelüberschriften wiederholen. So liest man dreimal über „Voraussetzungen und Modelle antiker Migration“, über „Typologie antiker Migration“, über „Antike Migrationsgeschichte“ und über „Assimilation und andere postmigrantische Perspektiven“, wobei auch das Gros der Unterkapitel identisch überschrieben (und der Rest einer nur geringen Varianz unterworfen) ist. Diese lexikalisch anmutende Struktur wird durch eine Fülle von Randglossen noch über-schaubarer: Das ‚schlanke‘ Druckbild – vergleichsweise wenig Text auf einer Seite und auf einen Blick erfassbare absatzweise Präsentation der Inhalte – des gleichermaßen ‚schlanken‘ Bandes erleichtert nicht nur das rasche Auffinden des durchaus vielfältigen Gesuchten, son-

dem ermöglicht auch die Aufgliederung in unterschiedliche Aspekte der komplexen Thematik: So erscheinen beispielsweise die Basisinformationen zur „Historische[n] Modellbildung: Von Lазius zur Chicago-Schule“, zentrale Termini wie „Regime“ oder Ursachen für Migration nicht gebündelt, sondern einmal allgemein im (theoretischen) Überblick (aus heutiger Sicht und Beurteilung), der aber auch Seitenblicke auf literarische Darstellungen (etwa bei Seneca) enthält, dann in praktischer Anwendung auf antike Kulturen, gespiegelt in Forschungstrends und begleitet von einem Forschungsbericht, und schließlich in einer ausführlichen Bibliographie. (Auf einzelne Titel wird bereits in den ersten beiden Abteilungen des Buches verwiesen.)

Diese Präsentationstechnik macht das Buch für unterschiedliche Leser*innen mit abweichendem Wissen und divergierender Ausbildung interessant: Soziolog*innen oder Politikwissenschaftler*innen werden einen anderen Fokus setzen als Althistoriker*innen oder Philolog*innen. Spezialist*innen erhalten die Möglichkeit, ihr Wissen in Teilbereichen noch weiter zu vertiefen, Neulinge bekommen eine umfängliche Einführung. Der bewusst gewählte diachrone Zugang und das gleichzeitige Ausgreifen auf mehrere Kulturen unterstützen eine multidisziplinäre Annäherung, fördern das Netzwerkdenken und die Verankerung des weit in der Vergangenheit liegenden Inhalts in der Gegenwart.

Markus Sehlmeуer zeichnet die je unterschiedlichen Motivlagen für Migration als menschliche Grundkonstanten über Zeitläufte hinweg nach – und sensibilisiert so bei aller ‚Fremdheit‘ der Antike und Spätantike für menschliche Zwangslagen (in Abgrenzung von Nomadismus und sogenannter freier Migration) und für mögliche Auswege aus der Not. Dabei vollzieht er gleich mehrfach lehrreichen Perspektivwechsel und beleuchtet Wanderung und Zuwanderung aus der Sicht derjenigen, die aufgrund von Flucht und Vertreibung, wegen einer ökonomischen oder ökologischen Notlage eine neue Heimat suchen, ebenso, wie er die Reaktion der Menschen beschreibt, die mit deren Ankunft konfrontiert sind.

Sonja Schreiner

Peter Zeller, *Klimageschichte der griechisch-römischen Antike*. Berlin-Boston: Walter de Gruyter. Oldenbourg 2025. (EGRA. Enzyklopädie der griechisch-römischen Antike. 15.) VIII + 184 S. Ill. ISBN 978-3-11-075016-4. e-ISBN (PDF) 978-3-11-075020-1. e-ISBN (EPUB) 978-3-11-075023-2

Der für die Reihe *EGRA* charakteristische dreiteilige Aufbau (vgl. oben, 5–6, meine Rezension zu Sehlmeуer) ist in Peter Zellers Ausführungen zur antiken Klimageschichte geringfügig verändert, um den (V) „zwei eher konzeptionell ausgerichteten Leitfragen: In welchem – auch forschungsgeschichtlichen – Verhältnis stehen ‚Geschichte‘ und ‚Klima‘? Wie kommt die Paläoklimatologie zu ihren Zahlen und Diagrammen und lassen sich diese überhaupt historisch auswerten?“ gerecht zu werden. In seiner „Einleitung“ erläutert Zeller alle thematisch bedingten Verschiebungen und Umstellungen; die bewährten Randglossen ermöglichen eine rasche und sichere Orientierung.

In Abschnitt I („Klima und Geschichte – ein ungleiches Paar“) definiert er zunächst, was unter ‚Klima‘ zu verstehen ist, referiert in einem historischen Überblick verschiedene Klimatheorien und gibt ausführliche Einblicke in moderne Zugänge. In einem Mittelteil folgt die naturwissenschaftliche, in einem Schlussteil die (alt)historische Perspektive. Dort erläutert Zeller auch, welche Verbindungslinien zwischen Klima und Geschichte gezogen werden

können, etwa nachweisliche klimatisch bedingte (47) „Veränderungen des Naturraums und der menschlichen Lebenswelt“. Viel Raum widmet er der Paläoklimatologie und der Frage nach der Datensicherheit, die von (57) „Unschärfe“ nicht zu trennen ist, um zum zusammenfassenden Schluss zu kommen (63): „Der Einfluss des Klimas auf die Natur und den Menschen als biologisches und als kulturelles Wesen ist dabei evident, auch wenn sich dieses Phänomen nur über seine Bestandteile und Folgen erfassen lässt. Wird das Klimageschehen als historisches Argument verwendet, so ist dies stets an einen kontingenten Deutungsrahmen gebunden, den es zu problematisieren gilt; das Klima ist auch eine kulturell konstruierte Denkfigur mit einer eigenen Geschichte.“

In Abschnitt 2 („Das Klima und die Geschichte der griechisch-römischen Antike“) fragt Peter Zeller zunächst (65) „Woher kommt das Wissen über das antike Klima?“ Hier beginnt verstärkt die Verzahnung mit naturwissenschaftlichen Termini, die in einem Glossar im Anhang, der auch ein Abkürzungsverzeichnis und ein Sach- und ein Personenregister enthält, übersichtlich und konzis erklärt sind. Zeller schreibt über (73) „Ozeansedimente“, (74) „[p]olare Eisbohrkerne“, (76) „[a]lpine Gletscher“, (77) „Baumringe“, (79) „Binnenseesedimente“, (80) „Speläotheme“, (81) „Moore“ und (83) „Palynomorphe“. In einem nächsten Schritt erfährt man alles zur Frage (84) „Was weiß die Forschung (heute) über das antike Klima?“, gefolgt von Ausführungen zur geologischen Zeitskala und zur antiken (94) „Klimachronologie“. Daraus entwickelt Zeller ein (107) „historisches Narrativ und Argument“, unterteilt in griechische und römische Geschichte, mit Rückgriffen auf alte Texte, mit Integration moderner Literatur und mit einem Ausblick auf (121) „künftige Forschungen“.

In der fast fünfzig Seiten umfassenden Bibliographie sind alle weiterführenden Titel, die bereits im Buch selbst genannt sind, durch einen Asterisk gekennzeichnet. Das reichhaltige Literaturverzeichnis ermöglicht die Vertiefung in jeden der vielfältigen von Peter Zeller präsentierten Zugänge. Der Band ist lehrreiche Lektüre und beantwortet viele Fragen, wenngleich manches offen bleiben muss; denn (84) „die Forschung ist weit davon entfernt, flächendeckend für den gesamten Zeitraum der Antike konkrete Temperaturwerte und Niederschlagsmengen angeben zu können. Insbesondere ist es nach wie vor kaum möglich, die Mikroklimata in einzelnen Tälern oder anderen Geländeformen zu erfassen [...]“. Und doch liegt (118) „ein beständig wachsendes Reservoir immer feiner aufgelöster Klimadaten zu den meisten Regionen der antiken Welt“ vor. Zellers zukunftsträchtiges Desiderat sind (119) „künftig (mehr) historisch ausgerichtete Datenbanken, welche die vorhandenen Informationen sammeln, aufbereiten und auch für Nichtfachleute zugänglich machen“. Den User*innen dieser Datenbanken sei Peter Zellers Buch als begleitende Lektüre ausdrücklich empfohlen.

Sonja Schreiner

Justine Diemke-Horst – Tobias Mörtz (Hg.), *Kriegerinnen im Altertum*. Trier: Wissenschaftlicher Verlag 2025. (IPHIS. Gender Studies in den Altertumswissenschaften. Beiträge zur altertumswissenschaftlichen Genderforschung. 14.) 215 S. Ill. ISBN 978-3-98940-089-4 (Print). ISBN 978-3-98940-090-0 (Open Access)

Justine Diemke-Horst und Tobias Mörtz geben in ihrer Einführung („Kämpfende und waffentragende Frauen im Altertum? Ein Plädoyer für Verknüpfung von Geschlechter- und Militärgeschichte“) eine Übersicht über die Bedeutung von Frauen im Krieg und nehmen

dabei den Zweiten Weltkrieg ebenso in den Blick wie Jeanne d'Arc, die Amazonen und Kriegerinnen in verschiedenen Medien der Popkultur. Mit einem Forschungsbericht zum (7) „Forschungsfeld Gender und Krieg“ leiten sie zu den Beiträgen im vorliegenden Sammelband über. Die Vorträge, aus denen diese hervorgegangen sind, stehen mit dem (12) „Workshop ‚Krieger*innen im Altertum‘“ und einer begleitenden Ausstellung in Verbindung. Ausgangspunkt dafür waren vielfältige fächerübergreifende Initiativen unter Beteiligung von Studierenden an der Universität Hamburg, konkret das (10) „Lehr- und Lernprojekt ‚Krieger*innen. Frauen und Gewalt im 1. Jahrtausend v. Chr.‘“. Eine ausführliche Bibliographie ermöglicht – wie bei allen noch folgenden Beiträgen – Vertiefung in die komplexe Materie.

Beate Wagner-Hasel zeigt in „Kriegerinnen – Das Beispiel der Amazonen“, (23) „dass die Welt der Amazonen eine Gegenwelt der Griechen repräsentiert, eine Art verkehrte Welt der Polis.“ Sie sieht darin einen Gegenentwurf zum Patriarchat, entwickelt aber gleichzeitig eine moderne Sicht, denn (24) „[d]as hermetisch geschlossene Bild vom Patriarchat hat ebenso wie das vom Matriarchat Konstruktcharakter.“ Wagner-Hasel zeichnet die Einbettung der Amazonen in Heroenerzählungen nach, zeigt die enge Verknüpfung von Eros und Krieg auf und sieht politische Implikationen in dem für Männer wie Frauen gleichermaßen ansprechenden, wirkungsmächtigen und wandelbaren Mythos (29): „Indem die Amazonengemeinschaft im 5. Jahrhundert v. Chr. dem Charakter der Polisgemeinschaft nachgebildet wurde, gibt der Mythos auch Auskunft über den inneren Strukturwandel, der nach den Perserkriegen in Athen einsetzte: über die übergeordnete Bedeutung der Polisgemeinschaft gegenüber den Bindungen, die – über Heirat geknüpft – vom Hauswesen ausgingen.“

Katharina Wesselmann eröffnet „Οἱ μὲν ἄνδρες γηγόνασί μοι γυναῖκες, αἱ δὲ γυναῖκες ἄνδρες. Topisches Erzählen in den Biographien der Artemisia von Halikarnass und Karien“ mit Aristophanes' Lysistrate, leitet dann zu den (37) „beiden Artemisiai, gleichnamige[n] Königinnen von Karien und Halikarnass“ über und betont: „Es geht hier um Klischees: Die Empörung der Männer. Die Auflösung der Geschlechtergrenzen. Die List der Frauen. Die rasende Liebe.“ Systematisch arbeitet Wesselmann – unter Heranziehung signifikanter Textausschnitte – die genannten Punkte ab und kehrt schließlich im Abschnitt (45) „Der Krieg ist Sache der Frauen: Historizität und Stilisierung“ zu Lysistrates Diktum zurück und konstatiert (49): „Es scheint, als seien die Details der Narrative teilweise kontaminiert worden, ohne jedoch bei beiden Figuren dieselbe Prominenz zu erlangen. Auch wenn man also von einer grundsätzlichen Historizität der beiden politisch und militärisch aktiven Frauen ausgeht, lässt sich feststellen, dass die Literarisierung dieser bereits in der Antike als ungewöhnlich markierten Figuren in ähnlicher Weise stattgefunden hat, wie sie auch für fiktionale oder mythische Kriegerinnen immer wieder funktioniert hat.“

Alexandra Soloveva analysiert in „Die Stellung der Frauen in Makedonien und Thrakien im 6.–4. Jh. v. Chr.: Polygamie als zusätzlicher Faktor der aktiven politischen Beteiligung von Frauen“ auf der Grundlage einer Fülle von Textzeugnissen die größere Freiheit und aktivere Rolle der Frauen in den beiden genannten Regionen und kommt zu dem Ergebnis (62): „Die polygamen Strukturen [...] prägten nicht nur die dynamischen Machtverhältnisse, sondern wirkten sich tiefgreifend auf die politische und soziale Dynamik der Höfe aus. [...] Die Beteiligung von Frauen an politischen und militärischen Entscheidungen [...] zeigt somit, dass ihre Rolle weit über die eines passiven Objekts hinausging. Abhängig von der historischen Periode könnten sie aktive Akteurinnen in dynamischen politischen Systemen sein, die durch ständige Machtkämpfe und die Notwendigkeit der militärischen Absicherung der eigenen Position geprägt war.“

Kerstin D r o ß - K r ü p e bezeichnet in „Frauen als Gewalttäterinnen? Erste Überlegungen auf Basis von Petitionen aus dem griechisch-römischen Ägypten“ (67) „Gewalt [...] in der Antike“ als „ein facettenreiches und allgegenwärtiges Phänomen“ und konzentriert sich auf (68) „die dokumetarischen Papyri des kaiserzeitlichen Ägypten“ mit Schwerpunkt auf Anschuldigungen, die gegen gewalttätige Frauen erhoben wurden. D r o ß - K r ü p e hat siebzehn einschlägige Fälle ermittelt und kann nachweisen, (76–77) „dass für Frauen im römischen Ägypten grundsätzlich eine ähnliche Gewaltbereitschaft und Gewalttätigkeit vorauszusetzen ist, wie für die Männer, auch wenn dennoch Männer häufiger als Frauen verschiedener Gewalttaten beschuldigt wurden. Gelegentlich lässt sich dabei zeigen, dass die Gewalt der Frauen sich in familiären Kontexten abspielte und eine längere Vorgeschichte besaß, meist gibt es aber keine Anhaltspunkte, die das Binnenverhältnis zwischen den Beteiligten erhellen würden.“ In einem Anhang bietet D r o ß - K r ü p e zum besseren Verständnis eine (77) „[c]hronologische Verteilung der Petitionen mit weiblichen Beschuldigten“ und eine tabellarische Übersicht über (78–79) „Petitionen aus dem römischen Ägypten mit Frauen als Beschuldigte[n] von Taten physischer Gewalt“ mit den Rubriken ‚Text‘, ‚Datierung‘, ‚Ort‘, ‚Täterin‘ und ‚Tat‘.

Jutta K n e i s e l und Stefanie S c h a e f e r - D i M a i d a konzentrieren sich in „Frauen der Macht in Nordeuropa“ auf (83) „Skelettreste oder anthropologische Untersuchungen“ und betonen, dass nicht nur Männer mit Waffen (und anderen wertvollen Grabbeigaben) bestattet wurden, v.a. aber, dass die Geschlechtsbestimmungen der sterblichen Überreste nicht immer eindeutig ist. Sie untermauern ihre Befunde mit zahlreichen Fallbeispielen und illustrieren ihre Ergebnisse mit statistischen Übersichten (92 und 95–96). K n e i s e l und S c h a e f e r - D i M a i d a können den Nachweis führen, dass (101) „unser wissenschaftliches Verständnis der Frau in der [...] Bronze- und Eisenzeit als eine am gesellschaftlichen Leben mit Einfluss und Entscheidungsmacht tragende Person gleichrangig neben dem Mann stehend angesehen werden“ muss.

Auch Marcella H o p p e schreibt über „Bewaffnete Frauen? – Überlegungen zur Bedeutung von Waffen als Grabbeigaben in Gräbern von Frauen der Römischen Kaiserzeit in Nord- und Mitteldeutschland“ und wendet sich gegen (111) „Stereotypen [...], die sich überwiegend auf häusliche und familiäre Aufgaben beschränken.“ Die Daten, auf die sich H o p p e beruft, stammen aus einem Teil der lfd. Dissertation der Verfasserin (114, n. 20: „Der Arbeitstitel lautet ‚Untersuchungen zum Bestattungsritual im norddeutschen Raum während der Römischen Kaiserzeit‘. Das Promotionsvorhaben ist an der Universität Rostock angesiedelt.“). Sie analysiert Bestattungsplätze in Putensen, Kleinzerbst und Stevelin, stellt unter Heranziehung von einschlägiger Literatur fest (121): „Grabbeigaben im Allgemeinen werden unterschiedlichste Bedeutungen und Funktionen zugeschrieben“ und kommt zu dem Ergebnis, (124) „dass Waffen in ihrer Funktion im Bestattungsritual weit über ihre funktionale Rolle als Kampfgerät hinausgingen.“ Ein ausführlicher Anhang (127–132) ermöglicht eine gute Übersicht über die Fundobjekte in den Gräbern.

Stefan B u r m e i s t e r spricht in „Germanische Kriegerinnen? Eine Spurensuche“ von (134) „Frauen unter Waffen“ als „geschlechtspolitische[m] Kampfgebiet“ und davon, dass solche Frauen (135) „in einer patriarchalen Welt eine starke Faszination“ ausüben. Ausgehend von den Amazonen wendet er sich den (139) „archäologischen Quellen“ zu „[g]ermanischen Frauen unter Waffen“ zu, wobei sich bei DNA-Analysen als weiblich gelesene Skelette als männlich erwiesen, und beschäftigt sich vergleichend mit Wikingerinnen. Als Fazit zieht B u r m e i s t e r (148): „Die Suche nach germanischen Kriegerinnen hat ein klares Bild erge-

ben: Weder in der germanischen Eisenzeit noch in der anschließenden Wikingerzeit ließen sich belastbare Hinweise auf Kriegerinnen finden.“ Es sei jedoch möglich, dass (149) „in den zahllosen Waffengräbern“ weibliche Personen liegen, „Die bislang unbekannt geblieben sind, da sie nicht auf ihr biologisches Geschlecht hin untersucht wurden“.

Katja W i n g e r gibt in „Wer folgt hier wem? Kritische Betrachtungen zur Totenfolge in der Eisenzeit“ zunächst eine Übersicht über Totenfolge bei Homer, Herodot (157 in einer Gegenüberstellung mit archäologischen Befunden), Caesar und Ibn-Fadlan und beschäftigt sich dann (mit reichlich Bildmaterial) mit archäologischen Befunden, die vielfach nicht als Belege oder Beweise herangezogen werden können. In sieben Punkten (165–167) räumt sie mit haltbaren Fehleinschätzungen auf und schließt unmissverständlich (168): „Während der Arbeit an diesem Thema haben sich ausnahmslos alle Befunde, die teilweise auf den ersten Blick nach überzeugenden Beweisen für Totenfolge aussahen, als nicht haltbar herausgestellt. Die Interpretation von Mehrfachbestattungen im Sinne von Totenfolge bleibt zwar möglich, sollte aber in Hinblick auf deutlich wahrscheinlichere (wenn auch unspektakulärere) Szenarien keine größere Rolle in wissenschaftlichen Publikationen spielen.“

Tobias M ö r t z eröffnet „Frauen und Gewalt in der Ur- und Frühgeschichte. Bemerkungen zu einer epistemologischen Herausforderung“ mit einer wichtigen Feststellung (175): „Archäologische Geschlechterforschung war und ist eine Reflektion moderner Realitäten.“ Richtig und wichtig differenziert er zwischen „Sex und Gender“, exemplifiziert seinen fortschrittlichen Ansatz an „[a]rchäologische[r] Gewaltforschung“ und (179) „Bestattungsbefunden“ und kommt zu dem Fazit (195): „Wenngleich im archäologischen Befund und vor allem den Bestattungen mindestens seit der Neolithisierung [...] eine grundsätzliche Bindung von Waffen an Männer zu bestätigen ist, gibt es doch immer wieder Hinweise auf eine Minderheit analog ausgerüsteter, femininer Individuen. Inwiefern diese Inszenierung auf einer tatsächlichen Anwendung der Artefakte gründet oder stärker auf deren symbolischen Eigenschaften, entzieht sich in gleicher Weise einer fundierten Beurteilung wie die Abwägung zwischen der Bedeutung von biologischem gegenüber sozial konstruiertem Geschlecht. Die Annahme einer grundsätzlichen Kohärenz beider Konzepte in vormodernen Gesellschaften ist begründbar, was jedoch nicht eine essentialistische Ausschließlichkeit von körperbezogenem Rollenverhalten gegenüber praxeologischem Handeln bedeutet.“

Justine D i e m k e - H o r s t und Tobias M ö r t z eröffnen ihre „Bilanz und persönliche Ausblicke: Frauen, Krieg und Gewalt“ mit einer überzeitlichen Beurteilung (205): „Die bis in die Post-Moderne dominanten sozialen Geschlechterräume werden bereits in den homerischen Epen paradigmatisch beschrieben.“ Der Text fasst nicht nur den Inhalt des Sammelbandes zusammen und erfüllt somit gemeinsam mit der Einleitung eine rahmende Funktion, sondern nimmt auch Bezug auf die Beiträge des Workshops, die nicht in gedruckter Form vorliegen. Dadurch wird das ohnehin schon weite Spektrum nochmals erheblich erweitert. Gewalt wird im Zusammenhang mit Frauen, mit Macht und Alter beleuchtet. Am Ende steht der überzeitliche Befund (214): „Eine geschichtliche Differenzierung in der Analyse praktischer Ausübung von Gewalt ist berechtigt. Sowohl im Altertum wie in der Gegenwart werden Männer intensiver auf körperliche Übergriffe vorbereitet und geraten dann viel häufiger als Täter und Opfer in derartige Situationen. Dabei darf von einer weitgehenden Deckungsgleichheit der biologischen Körperwahrnehmung und dem Agieren in spezifischen sozialen Räumen ausgegangen werden. Dies schließt allerdings einerseits davon abweichende Minderheiten nicht aus und sollte andererseits weitere, über das Geschlecht hinausgehende Faktoren einbeziehen. [...] Das breite Spektrum der damit verbundenen, intersektionalen, sozialen Verflechtungen

offenzulegen, stellt jedoch für die Vergangenheit eine große, vielleicht zu große, Herausforderung dar.“ Die Herausgeber*innen und Verfasser*innen haben sich dieser Herausforderung jedenfalls erfolgreich gestellt.

Sonja Schreiner

Rebecca Kreßner, *Männliche Mobilität, weibliche Handlungsmacht. Soziale Organisation und ökonomische Praxis an der Ostadriaküste in hellenistischer und römischer Zeit*. Berlin-Boston: Walter de Gruyter. Oldenbourg 2026. (TRANSMARE. Maritime Studies and the Movement of People, Goods, and Ideas from Antiquity to the Present. 2.) XI + 317 S. Ill. ISBN 978-3-11-156131-8. e-ISBN (PDF) 978-3-11-221523-4. e-ISBN (EPUB) 978-3-11-221524-1. ISSN 2943-7776

Bei der vorliegenden Monographie handelt es sich um die im September 2024 an der Universität Trier angenommene Dissertation der Verfasserin, hervorgegangen aus dem DFG-Projekt „Die adriatisch-ionische Küstenzone der Balkanhalbinsel. Forschungen zu Kontakt und Austausch zwischen griechisch-illyrischem Osten und italischem Westen in hellenistischer Zeit“. In ihrer ebenso knappen wie präzisen „Einführung“ steckt Rebecca Kreßner ihr Forschungsfeld örtlich und zeitlich (5./4. Jh. v. Chr bis in den frühen Prinzipat) ab, präsentiert epigraphische und zu verschiedenen Genres gehörende literarische Quellen (u.a. Historiographie, Biographie und Fachliteratur – die Verfasserin nennt Varros *De re rustica* durchaus passend einen [8] „Wirtschaftsratgeber“) und definiert wichtige Begriffe wie ‚Haushalt‘, ‚Familie‘, ‚Clan‘ oder ‚Sippe‘.

Die eigentliche Abhandlung besteht aus einem einzigen Großkapitel („Die Völkerschaften an der Ostadriaküste“), das lokal in drei Bereiche unterteilt ist („Epirus“, „Die Illyrer“ und „Die Liburner“), die ihrerseits in zahlreiche Unterkapitel mit weiteren Unterteilungen gegliedert sind: Kreßner ist an einem Gesamtbild gelegen, weswegen Geschichte, Geographie, Landwirtschaft, Kulturgeschichte, Wirtschafts- und Familienleben, Epigraphik (in regional unterschiedlicher Dichte), Bleitafelchen zur Befragung des Orakels von Dodona, rechtliche Fragen und die Rolle von Frauen behandelt werden, insbesondere was Pragmatismus in Bezug auf Matri- und Patrilokalität betrifft. Literarische Texte (u.a. Plinius maior, Varro und Appian) sind in deutscher Übersetzung (gelegentlich mit wenigen lateinischen oder griechischen Wörtern, wenn es um eine zentrale Botschaft geht) geboten.

Inschriften werden häufig im Volltext und in Übersetzung präsentiert, wobei die darin genannten Familienverhältnisse anhand von Stammbäumen, die in oft sehr ausführlichen Fußnoten abgedruckt sind, anschaulich nachvollziehbar werden. Dazu tritt das Referat einer zum Teil beträchtlichen Anzahl weiterer ähnlich gestalteter Inschriften, woraus sich belastbare soziokulturelle Muster ableiten lassen (z.B. bezogen auf Freilassungen oder auf Eigentumsverhältnisse).

Auf detaillierte Fallstudien folgt zuweilen eine recht allgemeine Zusammenfassung, wie (72): „Je nach persönlichem und familiärem Kontext dürften die Frauen daher mit recht verschiedenen Lebenssituationen konfrontiert gewesen sein.“ Am Ende jedes der drei lokalen Kapitel steht ein knappes Zwischenfazit. Bezogen auf Epirus lässt sich beispielsweise konstatieren, dass Inschriften und Bleitafelchen für die örtliche Sozialgeschichte deutlich ergiebiger und aussagekräftiger sind als literarische Texte – insbesondere, was die Rolle von Frau-

en betrifft (116): „Gezeigt hat sich auch dies: Die Forschung erkennt nicht alle Frauen als solche und nimmt zum Teil vorschnell an, dass es sich bei ihren Namen um Männer handeln müsse, weil sie nicht für erwartbar hält, dass auch Frauen in den männlichen Bereichen auftreten.“ Auch Illyrien ist aus griechischer und römischer Sicht für Überraschungen gut (173–174): „Die Frauen der Illyrer treten in für die antiken Autoren ungewohnten Verhaltensweisen auf. Zum einen waren sie überall, das heißt, draußen, bei ihrer Arbeit zu sehen. Zum andern nahmen sie auch mit nichtverwandten Männern an Gastmählern teil und waren so nicht nur im Bilde über aktuelle Themen, sondern beteiligten sich auch aktiv an der Meinungs- oder Willensbildung der Gemeinschaft.“ An den Liburner*innen zeigt sich, dass Matrilokalität keineswegs mit Matrilinearität einhergeht, sondern mit ökonomischen Überlegungen. So manche ethnographische Schilderung ist zwar mit Vorsicht zu bewerten, doch (227) „scheint es zu einfach, ethnographischen Schilderungen prinzipiell jeglichen Realitätsgehalt abzusprechen, auch wenn die beschriebenen Szenen wahrscheinlich häufig Elemente übertreiben, ausschmücken oder kontextspezifisches Handeln verallgemeinern.“ Die Abwesenheit vieler Männer, die zur See fuhren, erklärt die vergleichsweise schwächere Vaterrolle (231): „Es ist daher denkbar, dass auch bei den Beschreibungen der Liburner eine zum Teil abgeschwächte Vaterrolle sowie unterschiedliche Zuständigkeiten für die Kinderaufsicht je nach deren Alter in der Außenperspektive als Gesellschaft wahrgenommen wurde, in der es an festen Familienstrukturen mangelte und die den Autoren daher fremd erschien. Die liburnischen Männer wiederum könnten sich aus den genannten Gründen weit weniger ‚entmännlicht‘ gefühlt haben, als es andere – antike und moderne Autoren – für möglich halten, da es sich nun einmal um ihre Lebenswelt handelt.“

Abschließend bietet K r e ß n e r auf knapp vierzig Seiten eine vergleichende Zusammenfassung („Zusammenführung – Abwesende Männer, aktive Frauen?“), u.a. mit Schwerpunkten auf der (242) „Arbeitskraft und -organisation“, der (262) „Position des Haushaltsvorstandes“ und der durchaus hohen (264) „Geschäftsfähigkeit von Frauen“. Im Abschnitt (267) „Frauen allein zu Haus – ein Verdachtsfall“ räumt K r e ß n e r mit dem männlich-misogynen Vorurteil auf, dass die systematische und langandauernde Abwesenheit von Männern weibliche Untreue befördert (269): „Gesellschaften, in denen Frauen eigenständig agieren, beflügeln also – sehr euphemistisch ausgedrückt – die Fantasie des Betrachters von außen, und es scheint geradezu ein Selbstläufer zu sein, dass Gerüchte über sie aufkommen.“

Ein gut sortiertes „Literatur- und Quellenverzeichnis“ und ein hilfreiches „Register“, gliedert in ein „Personen-, Orts-, Sachregister“ und einen „Quellenindex“, beschließen Rebecca K r e ß n e r s verdienstvolle Arbeit, die ein neues Licht auf deutlich weniger patriarchal geprägte Geschlechterverhältnisse als bisher gedacht wirft – und das vor dem Hintergrund von Sozialgeschichte, Mobilitätsforschung und einer schwer auszurottbaren Meinung über (272) „die konkreten Rollen von Frauen, deren ökonomische Bedeutung noch immer häufig unterschätzt bzw. kleingeredet wird, obwohl sie nicht selten die Grundlage bildeten, auf der mobile Wirtschaftsweisen überhaupt erst durchführbar wurden. Wie sich Familien organisierten und welche wirtschaftlichen Interessen sie verfolgten, trägt weiterhin auch zum Verständnis gesamtgesellschaftlicher Entwicklungen bei und lenkt den Blick von den Mächtigen und Herrscherfiguren auf die vielen ‚kleinen‘ Akteure, aus denen Gesellschaften bestehen, und die historischen Prozesse überhaupt erst möglich machen.“

Sonja Schreiner

Michael Sommer – Stefan von der Lahr, Die verdammte blutige Geschichte der Antike ohne den ganzen langweiligen Kram. Mit Illustrationen von Lukas Wossagk. München: C.H. Beck 2025. 364 S. mit Anmerkungen, einem Quellenverzeichnis, weiterführender Literatur („Leseempfehlungen“) und Register. 2 Übersichtskarten auf den inneren Umschlägen. ISBN 978-4-406-83075-4

Ein (wohl bewusst) schockierendes Buch. Jahrzehntelang hat uns gerade die deutsche Geschichts- und Altertumswissenschaft eingeschärft, dass unsere Arbeit einen wissenschaftstheoretischen, tunlichst soziologischen Überbau zu haben habe, und wir vor allem im Unterricht doch endlich wegkommen sollten von Kaisern, Königen und Kriegen. Hier lesen wir dagegen (fast) nur von Schlachten, von Mord und Blut, und alles andere ist „langweiliger Kram“. Dazu kommt eine „schnoddrige“, betont humorig sein wollende Sprache. Ausdrücke wie „Homer, der dichtende Gyrosspieß“ (15) habe ich nicht verstanden, den „hundsäugigen Agamemnon“ (17) hat mir Herbert Bannert mit Hinweis auf *Ilias* 1, 225 (vgl. 1, 159) erklärt. Diese bemühte Witzigkeit findet sich schon im „Warnhinweis“ am Ende des Vorworts (11), und weil es gar so lustig war, kommt er dann nochmals (191). Es fehlen auch nicht deutsche (oder lokal bayerische?) Insiderwitze (59 – was hat es, im Zusammenhang mit den Peisistratiden, mit den „Helikopter-Eltern aus München-Bogenhausen“ auf sich?). Was haben „Männer in Strumpfhosen“ (die, so erfahren wir, manche nicht mögen) mit der Phalanx zu tun? (67) Auch der „Hermenfrevel“ bleibt natürlich nicht ohne eine witzige Nebenbemerkung (109). Feinsinnig der Zwischentitel „Wer hat den Längsten?“ (144), und in diese Kategorie – früher hätte man „Zoten“ gesagt – gehört auch der Merkvers für pubertierende Gymnasiasten (148).

Man ahnt Böses, wenn schon im Vorwort Kain und Abel vorgeführt werden, als wären sie historische Personen, woran vermutlich nicht einmal mehr evangelikale Trump-Wähler*innen in den USA glauben. Und es kommt schlimmer: Für die griechische Frühzeit wird uns ausführlich Homer erzählt (*Ilias* und *Odyssee*) und die ältere römische Geschichte auf dem Niveau von Livius. Womit nichts gegen diesen bedeutenden römischen Historiker gesagt sein soll, aber gerade was die römische Frühzeit anlangt, sind wir in den letzten hundertfünfzig Jahren denn doch ein wenig über ihn hinausgekommen. Freilich kommt später dann das Wort „Mythos“ vor (40), und für Livius wird uns das Geheimnis verraten, dass diese römischen Sagen je später, desto zuverlässiger seien (138–139).

Es ist unvermeidlich, dass der Rezensent nicht mit allen Aussagen einverstanden ist, und manches mag auch einer doch zu starken „Lust zu fabulieren“ geschuldet sein. Dass im Rom des Augustus der Marmor (auf den dieser so stolz war), „so blutverschmiert“ gewesen wäre, „dass man unter der Kruste kaum noch den Stein erkennen konnte“ (11), ist vielleicht aber doch ein bisschen übertrieben. Wieso die (geraubten) Sabinerinnen „sinnbildlich für die Stammverwandtschaft zwischen den Römern und den Latinern“ stehen sollen, habe ich nicht verstanden (44); es sind zunächst die (oskischen-umbrischen!) Sabiner, die auf der Rückfallkuppe des Quirinal saßen und deren Eingemeindung zum (historischen) römisch-sabinischen Doppelstaat geführt hat (die Römer sind selbst Latiner, sonst hätten sie kein Latein gesprochen). Die „servianische Mauer“ (ebd.) ist nicht vom (sagenhaften) König Servius Tullius, sondern erst nach dem Galliersturm im 4. Jh. errichtet worden. Konsuln (54, übrigens nicht die „Befrager“ – diese oder eher eine ähnliche Bedeutung der Wortfamilie dürfte erst sekundär entstanden sein –, sondern vermutlich die „gemeinsam Vorsitzenden“) gibt es wahrschein-

lich auch erst seit 366 v. Chr. Die Phalanx ist nicht nur „die kriegerische Ausdrucksform der Demokratie“ (69, vgl. 71), sondern die Voraussetzung; seit nicht mehr die feudale Adelsreiterei im Krieg die Entscheidung brachte, sondern die geschlossene Schlachtreihe der Bürger, musste diesen auch politisches Mitsprache- und Entscheidungsrecht eingeräumt werden. Das beantwortet zugleich die polemische „Zwischenfrage“ (64–65), warum Frauen an dieser Demokratie keinen unmittelbaren Anteil hatten. Diese „Zwischenfrage“ (zum Umfang der attischen Demokratie) und der folgende Abschnitt (zur römischen Republik) sind übrigens schöne Beispiele dafür, dass es ganz ohne „Kram“ denn doch nicht geht. Auch andere Abschnitte (wie beispielsweise der zu den attischen Tragikern, 121–127) wären wohl unter diesem Begriff zu subsumieren, und wir stellen erfreut fest, dass es sie überhaupt gibt. Auch die Sprache wirkt in diesen Abschnitten weniger „eigenwillig“. Positiv zu vermerken ist auch, dass griechische und römische Geschichte(n) einigermaßen parallel berichtet werden, und die stupende Quellenkenntnis in den Anmerkungen (309–328). Demonstriert wird uns auch eine gewisse Vertrautheit mit dem modernen Film („Spaghettiwestern“, 136), mit der modernen (und nicht nur wissenschaftlichen) Literatur (auch Asterix kommt wenigstens indirekt in einem etwas bemühten Vergleich vor, 181), weiters mit der Diktion des modernen Strafrechts („billigend in Kauf genommen“ 172) und populären Schlagworten („Ich habe fertig“, 188), ebenso wie eine gewisse Bibelfestigkeit (173) und Kenntnis der patristischen Literatur (185).

Aber warum ist (171) Diogenes aus Sinope in der bekannten Anekdote mit Alexander ein „indischer Weiser“? Die italischen Bundesgenossen partizipierten viel zu wenig an den römischen Erfolgen (anders die Autoren 193); bis zum Bürgerrecht bedurfte es noch längerer Zeit und eines gerade deswegen ausgebrochenen Krieges. Der „letzte König“ (209, Philipp – Perseus?) ist arg irreführend; es gab diese gerade im hellenistischen Raum noch viel später. Dieser liegt den Autoren, die ihn recht summarisch behandeln (siehe noch einmal 181 den Bezug auf einen *Asterix*-Band), überhaupt nicht besonders, obwohl die zahlreichen militärischen Auseinandersetzungen ausreichend Material für ihr Anliegen böten. Auch im Rahmen der römischen Geschichte kommt zwar Mithridates VI. vor (223–225), nicht aber der Feldzug des Pompeius, und nicht der schon frühere Krieg gegen Antiochos III. mit der Schlacht bei Magnesia (Manisa, TR) 190 v. Chr. Der berühmte Cato-Ausspruch „*Ceterum censeo...*“ (215) ist eigentlich nur griechisch überliefert (Plutarch, *Cato maior* 27, 2) und eine (schlechte) lateinische Übersetzung. Natürlich darf „Auch du, mein Sohn“ nicht fehlen (244) und ebenso wenig der angebliche, besonders geschmackvolle (und geschmackvoll übersetzte) letzte Ausruf des Claudius (257), obwohl er aus der bösen Satire *Apocolocyntosis* stammt und Sueton, *Claudius* 44, 3 auf Informationen verweist, dass Claudius ohne ein Wort gestorben sei.

Dass John F. Kennedy bei seinem berühmten Berlin-Ausruf wirklich Cicero im Sinn gehabt hat (231), erscheint mir denn doch recht zweifelhaft, und gegen die „Milvische Brücke“ (*recte* Mulvische Brücke, lat. *pons Mulvius*, 232) führe ich seit Jahren einen aussichtslosen Kampf. Die Nebenbedeutung von *tollere* in dem geistreichen Bonmot Ciceros (*Familiares* 11, 20, 1) ist nicht „fertigmachen“ (244), sondern „entfernen“. Warum Augustus mächtiger war „als alle anderen“ (250), wird uns nicht gesagt (nämlich durch den militärischen Oberbefehl – das römische Reich der Kaiserzeit war eigentlich eine Militärdiktatur), und ebenso fehlt ein Hinweis auf den Alpenfeldzug unter Tiberius und Drusus, der (nicht nur) für Bayern nicht ganz unwichtig ist. Dafür erfahren wir Schauergeschichten über Tiberius auf Capri (254) – wir dürfen zuversichtlich annehmen, dass sie sich nicht allzusehr von den Sex-Partys moderner Politiker und des *Jet Set* unterscheiden haben. Der Brand Roms und die Christenverfolgungen, wie Tacitus sie uns schildert (*Annales* 15, 44, 2–5) hätten durchaus auch zum Anlie-

gen dieses Buches gepasst. Dass Tacitus sich nachträglich von seiner politischen Karriere unter Domitian distanziert hätte („wollte der Geschichtsschreiber davon nichts mehr wissen“, 268), ist einfach falsch; vgl. sein Selbstzeugnis an prominenter Stelle *Historiae* 1, 3. Dann überspringen die Autoren fast hundert Jahre, obwohl es unter Trajan und Mark Aurel durchaus größere Kriege gegeben hätte und vor allem Hadrian bei seinem Regierungsantritt allfällige Konkurrenten liquidieren lässt und dann dem Senat treuherzig versichert, er wolle das nie wieder tun (*Historia Augusta, Hadrian* 7, 4). Dass Septimius Severus den Soldaten die Eheerlaubnis gegeben hätte (274), kann man immer wieder lesen, doch bezog sich diese vermutlich nur auf die Offiziere, und zudem ist der spezifische Charakter einer römischen *usus-ehe* zu berücksichtigen. Das Schildzeichen der Soldaten Konstantins beim Kampf gegen Maxentius war nicht das Kreuz (285), sondern es waren die ineinander gefügten Buchstaben XP (Laktanz, *De mortibus persecutorum* 44, 5, der offenbar aus der „Dienstanweisung“ zitiert), und der letzte weströmische Kaiser (295) war nicht der junge Romulus, sondern der auf einem Kriegszug in Dalmatien befindliche Iulius Nepos (bis 480 n. Chr.).

Ein paar Kleinigkeiten mögen noch angemerkt werden. In der ersten Zeile des neuen Abschnitts auf Seite 95 muss es „Athen“ statt „Sparta“ heißen, 158 ist eine doppelte Verneinung ziemlich missglückt und 177 ein Klammerausdruck mit Leerzeichen stehen geblieben. Was dort wohl geplant war? Ein sorgfältigeres Lektorat hätte dem Buch jedenfalls auch nicht geschadet. Die Zeichnungen (eher Vignetten) sind originell, aber nicht immer unmittelbar verständlich.

Zum ausführlichen „Schluss“ (297–302) könnte noch hinzugefügt werden, dass wir dieser Antike immerhin auch unser phönikisch-griechisch-etruskisch-lateinisches Alphabet verdanken, die Philosophie, den Begriff der Demokratie, unseren Kalender, das römische Recht, eine der großen Weltreligionen und insgesamt unsere Vorstellung von Kultur. Manches müsste vielleicht ausführlicher diskutiert werden, etwa warum die Gnade Gottes, in der sich frühere Fürsten wähnten, ein „Unfug“ (175) und die Mafia „segensreich“ (301) sein soll. Vielleicht hätte das Buch auch besser „Die blutigen Geschichten der Antike“ heißen sollen. Ohne das Fluchwort.

Ekkehard Weber

Joseph Conlon, *Plautus' Persa. Introduction and Commentary*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. Verlag Antike 2025. (Studia Comica. 26.) 214 S. ISBN 978-3-911065-36-8 (print)

Vorliegendes Buch von Joseph Conlon stellt den ersten englischen Kommentar zu diesem Drama des Plautus dar; es verfügt über keine selbstständig erarbeitete Textausgabe, übernimmt vielmehr den Text der Lindsayschen Edition. Einleitend verweist der Autor auf anderssprachige Kommentare, vor allem auf jenen von Erich Woytek, wobei er sich bei den älteren Kommentaren auf die lateinischen Ussings und die uralten des Lambinus und des Operarius (mir bisher nicht bekannt) beschränkt. Manchmal zitiert er auch die *Annotationes* des Camerarius.

Conlon kritisiert an seinen Vorgängern, dass sie zwar in den Basics (Textgestaltung, Metrik etc.) Großartiges geleistet, sich aber viel zu wenig um die Präsentation des Dramas auf der Bühne gekümmert hätten.

Seit Wilamowitz ist die Verfasserschaft des griechischen Originals im Fokus des Interesses. Dieser setzt es in die Zeit des Demosthenes, während Woytek aufgrund eindringlicher Studien starke Parallelen zur *Asinaria* nachweist, deren Vorbild bei Plautus einem eher schattenhaften Demophilus zugeschrieben wird. Woytek erwägt, auch das *Persa*-Original diesem Autor zu geben. Doch Conlon weist im Gefolge von Sander M. Goldberg, der den Kommentar Woyteks m.E. viel zu ungünstig beurteilt hat, darauf hin, dass man viele der Ähnlichkeiten zwischen den beiden Dramen auch der Arbeit des Plautus oder auch den Einflüssen der reichen italischen Tradition zuschreiben könnte.

Conlon stellt sein Buch in den Kontext moderner, durchwegs englischsprachiger Bücher (Segal, Slater, Moore, Sharrock, Fontaine), er beachtet nur englische Kommentare anderer plautinischer Komödien (Gratwick, Christenson), bloß für die Metrik stützt er sich auf die *Metrica di Plauto e di Terenzio* Cesare Questas.

Wie erwähnt, übernimmt Conlon durchwegs Lindsays Text und übergeht sträflicherweise die zumindest gleichwertige Edition Friedrich Leos wie auch die große Teubneriana von Friedrich Wilhelm Ritschl und seiner Schüler. Für seine Leser*innen ist natürlich die Loeb-Ausgabe Wolfgang de Melos der nötige Referenztext. An einem Beispiel (*Persa* 47) erklärt Conlon seinen berechtigten Versuch, die Spielbarkeit bei seiner Textgestaltung (insbesondere auch bei der Figurenverteilung) verstärkt einzubeziehen. Conlon trägt hier seine Argumentation für das überlieferte *quaere* recht überzeugend vor (ich würde trotzdem *quaero* vorziehen). Besonderen Wert misst er der Charakterisierung der Figuren des Dramas bei und widmet ein wichtiges Kapitel der Figur der Virgo.

Großen Wert legt Conlon auch auf das Sprachregister (28), die Frequenz von Wörtern und Vergleiche mit der klassischen Sprachform; er bemüht sich um die Interpretation von Alliterationen (m.E. ausufernd), Chiasmen und Wortspielen.

Seine Darlegungen zu den Handschriften sind mangelhaft, im Kommentar gibt es immer wieder Unklarheiten, die fundamentale Edition des Palimpsests durch Wilhelm Studemund ist ihm anscheinend nicht bekannt.

Kurz zur Literatur (209f.): Neben den genannten Editionen fehlen auch wichtige Beiträge englischsprachiger Literatur (z.B. Marshall; Anderson, Duckworth). Bennets Grammatik wird öfter zitiert, fehlt aber in der Bibliographie. Zu bemängeln ist die große Zahl an Druckfehlern und Schreibversehen; das Proof-Reading hat anscheinend nicht entsprechend funktioniert.

Im Folgenden seien ausgewählte Bemerkungen zum Kommentar gestattet: v. 62: Fontaines *quadrupedari* ist keine gute Idee; 91: *in ordine* B: *ordine* CD (A deest); 95: *ius* („law“) hängt mit gr. οὐ zusammen? 106: Die „Suppe“ hat hier wirklich nichts zu suchen; 127: Das Zitat ist von Woytek; 173–174: gut erklärt; 174: nicht *nefans*, sondern *infans*!; 177: *misera*: cf. Woytek; 178: *pelagus* (A) ist doch evident richtig! 181: *ea* (A) und *mea* (P) sind nach der Überlieferung gleichwertig; *mea* ist aber metrisch kaum möglich (Questa); 190: vielleicht doch das überlieferte *currere ut* (mit ungewöhnlichem zerrissenem Anapäst und schwieriger IK); *curare* (P) passt nicht in den Vers; Leo schreibt *ire* statt *currere*. 203: Ich würde Woyteks Verteilung vorziehen; doch ist hier aufgrund der Lücke vieles unklar; 208: Woytek hat seine Streichung von *te* (accepit de Melo) gut begründet. 223: Hier ist Spatium in allen Palatini (A deest); dies spricht für Woyteks Verteilung; 229–231: Die Überlieferung und die großen Editionen geben die Verse der Sophoclidisca; Woytek (und de Melo) an Paegnium, in der *Festschrift für Walther Kraus*, Wien 1972, 477ff. gut begründet; 233: In P steht *nunc*, das von Bothe getilgt wurde. 236: sehr intensive Behandlung der schwierigen Stelle. 269: *vapulem* steht nur in späten Hss. und ist eine „Schlimmbesserung“ (Woytek, ad l.); 337:

„*plenus venter*“ ist etwas ganz anderes; 339: *mirum quin* ist eine ironische Äußerung; 348: Das nur bei Plautus belegte *sublestus* (*tenuis, infirmus*) sollte erklärt werden; 353: Conlon versteht nicht das metrische Problem von *pluris existimo* (zerrissener Anapäst und sehr schwierige IK); 379: *scis nam* wäre singular und sinnlos, also *scis iam*; 396 liegt wohl ein Aprosdoketon vor; 481: *itaque* (wohl nicht „and thus“) kommt hier nahe einem *ita* wie v. 505, *Aulularia* 414 etc.; 497: *refert* ist ein Wort; *tuā refert* wie *tuā interest*; 498: Wie Woytek richtig erklärt, ergibt A einen anapästischen Oktonar (doch ohne Dihärese); Leo orientiert sich an A (mit *haec* von Bach), ebenso Questa; Lindsays Text ist nicht akzeptabel (Bakcheen mitten in den anapästischen Oktonaren); 510–512: Conlon zeigt viel Phantasie bei der Rekonstruktion der Handlung auf der Bühne; 515: *tibi adlucere* ist doch *Dativus commodi* „für dich“; 623: *tibi est* bzw. *tibist*; nicht unmetrisches *est tibi*; 651: Nach *emam* liegt Hiat vor (Emphase auf dem „Schlüsselwort“); 667–668: Die komplizierte Überlieferung hätte kurz vorgestellt werden sollen; 670: eine neue Erklärung, vielleicht richtig? 680: Das Problem ist gut dargelegt. 690: Was ist mit diesem Zwillingsbruder, der an die Intrige im *Miles* erinnert? Wir haben hier einen Widerspruch zwischen „sofortiger Abreise“ (677. 709) und der „Suche nach dem Zwilling“ (696 ff.); Woytek führt dies auf plautinische Überarbeitung zurück, ebenso schon Leo. 753: Hier müsste man doch auf den radikalen Rhythmuswechsel (rasend schnelle Anapäste) hinweisen, die das Triumphlied des Toxilus untermalen (vgl. vor allem Questa!). 778: *omnibus* ist sicher kein Abl. comp., sondern Dativ; 782: Die Interpretation des Operarius ist unsinnig; 792: Der alternative Sprecherwechsel in Lindsays Apparat ist kurios. 795 ist gewiss zur Gänze an Toxilus gerichtet. 796: Zu *manum adire alicui* vgl. Woytek ad l.; 803–818 liegt ein zerhackter Rhythmus vor (cr., ba.), 820ff.: fließende Trochäen. 816: Zu *attigere* vgl. de Melo, *Archaic Verb System*; 829: *iam taceo hercle* wird man kaum mit Lindsay halten, obwohl es metrisch nicht unmöglich ist. Das „Schweigen“ könnte dann auf die anschließende „Anagnorisis“ vorbereiten; 843: Hier fehlt die erste Silbe in den Hss. (*nunc* e.g. Leo); 849–851 könnte man als Ausdruck des „sanfteren Wesens“ der Lemniselenis verstehen.

Insgesamt stellt dieses Buch jedenfalls einen wertvollen Beitrag zur Einführung in die Plautuslektüre dar. Es wird, zusammen mit der Loeb-Edition de Melos, insbesondere für Studierende ein äußerst nützliches Requisit sein. Der wissenschaftliche Fortschritt hingegen ist meiner Meinung nach eher bescheiden.

Walter Stockert

Berkan Sariaydin, *Ekphrasis in Vergils Aeneis und Ovids Metamorphosen. Intermedialität und Intertextualität im augusteischen Epos*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2025. (Bibliothek der klassischen Altertumswissenschaften. N.F. 2, 168.) 525 S. ISBN 978-3-8253-9692-3

Der ebenso umfangreichen wie tiefgehenden Studie von Berkan Sariaydin liegt, wie dem Vorwort zu entnehmen ist, die an der LMU München im Sommersemester 2025 approbierte Dissertation des Verfassers zugrunde. Auf eine konzise Einleitung folgen drei große Kapitel („Theorie des Kunstwerks im Erzählwerk“; „Offene Kunstwerke: Die ‚Ekphrasis‘ in der *Aeneis* Vergils“; „Intertextuelle Kunstwerke: Die ‚Ekphrasis‘ in Ovids *Metamorphosen*“) mit zahlreichen Einzelanalysen und eine prägnante Conclusio. Ein umfangreiches und gut sortiertes Literaturverzeichnis (471–518) und ein hilfreicher Index locorum (519–525) runden die exakt recherchierte, mit vielen Texten unterlegte und auf fester literaturwissenschaftlicher

Basis stehende Untersuchung ab, deren Fokus auf Vergil liegt. Seine detailreichen Beobachtungen zu den Ekphraseis in der *Aeneis* ergänzt S a r i a y d i n durch durchdachte Ausführungen zu Beschreibungen bei Ovid. Indem er die beiden Augusteer und deren Epen gegeneinander führt, gelingt ihm eine facettenreiche Darstellung des Umgangs mit Medientransfer in der lateinischen Großdichtung der frühen Prinzipatszeit, die stilbildend für spätere Autoren wurde.

An den Beginn, seinen etwa hundert Seiten umfassenden theoretischen Vorspann, stellt S a r i a y d i n einen umfangreichen Forschungsbericht und eine nützliche terminologische Klärung zu dem, was in der Forschung – durchaus divergierend – unter ‚Ekphrasis‘ verstanden wird. Wiederholt grenzt er seine Sichtweise von früheren, zum Teil auch etablierten Zugängen ab, definiert Mimesis und Metamimesis, Illusion, visuelle Kunstwerke und Metazerzählung ebenso wie intermediale Phänomene und Experimente, wobei er vor allem letztere für intertextuelle Bezüge zwischen Vergil und Ovid fruchtbar macht.

Die etwa 200 Seiten zur *Aeneis* – der Umfang ergibt sich aus deren Dichte an Ekphrasen – enthalten eine Analyse (128) „des Iunotempels als Programm der hypertextuellen Homertransformation Vergils“, eine Abhandlung zu (187) „Zukunftshoffnung und Vergangenheitsbewältigung bei der Diskursivierung des Cloanthusmantels, des Wehrgehenks des Pallas, des Turnusschildes und des Apollontempels“ und Ausführungen zu (253) „Labyrinth und Genealogie“, worin S a r i a y d i n „Kunstwerke als Ausdrucksform historischer Kontinuität“ begreift. Die Lektüre all dieser Überlegungen ist anspruchsvoll, weil eine Episode in die nächste übergeht, ein Bild das nächste assoziiert und eine Figur die Brücke zur nächsten schlägt – stets im Vergleich zu literarischen Referenztexten. Im ersten von zwei Zwischenfazit – (342) „Variation und Polyphonie in den ‚Ekphraseis‘ der *Aeneis*“ – fasst S a r i a y d i n präzise zusammen: „Die Analysen der ‚Ekphraseis‘ in der *Aeneis* haben ergeben, dass die Kunstwerke im vergilischen Erzählwerk offen sind, insofern ihre thematischen Bezüge nicht auf einen einzelnen Handlungskomplex oder eine einzelne Figur der Diegese zu beziehen sind.“ Das bedeutet (347): „In ihrem Anspielungsreichtum, den vielschichtigen Inversionen und der variationsreichen Polyphonie sind die ‚Ekphraseis‘ der *Aeneis* im Wortsinn *non enarrabilia texta* – offene Kunstwerke, die keine Interpretation vollständig erschöpfen kann. Sie entwickeln dadurch einen in der Tradition der ‚Ekphraseis‘ neuen Ansatz, da sie [...] als metamimetische Kleinkunstwerke in einem umfangreichen Text konsequent aufeinander bezogen werden müssen, um Bedeutung zu generieren.“

Vergils Technik sieht S a r i a y d i n als (349) „formgebend“ für Ovid, den „größten Vergilianer aller Zeiten“, und die *Metamorphosen* als „notorisch offen für Konkretisationen durch die Herstellung von Sinnbezügen jeder Art. So wird jede Geschichte des Erzählwerks zu einem Kunstwerk, das in diesem narrativen ‚Bildersaal‘ zur Schau steht.“ S a r i a y d i n bespricht alle drei in den *Metamorphosen* beschriebenen Kunstwerke: Anius’ Mischkrug (352) „als Gegenentwurf zu den vergilischen ‚Ekphraseis‘“, die Palasttore des Sol als Illustration für die (368) „Unlesbarkeit der Welt und das Universum der *Metamorphosen*“ und Mivervas und Arachnes Webereien, die (382) „Macht und Ohnmacht des Künstlers“ zeigen – mit durchaus politischen Implikationen, was im zweiten und letzten Zwischenfazit nochmals deutlich hervorgehoben wird (462): „Dass mit dem Göttervater [...] letztlich der Princeps gemeint ist, wird [...] durch intratextuelle Referenzen auf die Kosmogonie deutlich. Zudem werden mittels intertextueller Verweise wiederum auf den Schild des Aeneas die Götter, die Arachne in ihren Teppich webt, wie in Minervas Gewebe mit dem Princeps in Verbindung gebracht, so dass auch die zweite ‚Ekphrasis‘ das Verhältnis zwischen Kunst und der zeitgenössischen Po-

litik verhandelt. Doch weder Minervas noch Arachnes reduktionistische Perspektive findet allein eine Entsprechung in den *Metamorphosen*, die beides zugleich sind: Ordnung und Chaos. Gerade darin zeigt sich, dass Ovid die ‚Ekphraseis‘ der *Aeneis* richtig verstanden hat, nämlich als polyphone Kunstwerke im Erzählwerk.“

Berkan S a r i a y d i n s „Conclusio“ leistet die Verbindung von Literaturtheorie und Umsetzung in die literarische Praxis im stetigen Text- und Autorenvergleich und erweist Vergil und Ovid als polyphone Dichter. Als Desiderat sieht er die (469) „Untersuchung der ‚Ekphraseis‘ in der nachaugusteischen Epik“ und damit den Nachweis der Intensität vergilischen und ovidischen Einflusses: „So wird die irreduzible Kraft des mäandernden Sprachspiels, das man Literatur nennt und das die Begriffe der Intermedialität und der Intertextualität nur mit Namen begreifbar zu machen suchen, anhand des Phänomens der ‚Ekphraseis‘ noch weiter zu bestaunen sein, das dem Leser die Unerklärlichkeit der Kunst deutlich, ja überdeutlich vor Augen führt. Sie gibt keine Antworten, sondern offenbart ihm die schweisgsame Tiefe des Pluralen.“ Nach der Lektüre von S a r i a y d i n s Monographie ist diese Stille jedoch gleichsam weniger laut geworden.

Sonja Schreiner

Konstantin A m e i s, Heimliche Nachtaktionen in der *Thebais* des Statius. Münster: Aschendorff 2022. (Orbis Antiquus. 57.) X + 408 S. ISBN 978-3-402-14469-5

Der Monographie liegt die 2020 an der WWU Münster angenommene Dissertation des Verfassers zugrunde. Seinen Untersuchungsgegenstand grenzt A m e i s präzise ein: Er geht der These nach, dass die titelgebende „heimliche Nachtaktion“ in der *Thebais* als epische Bauform eigenen Rechts zu betrachten sei, die in diesem Gedicht „wichtige Stufen innerhalb der Haupthandlung“ (10) markiere, während es sich bei den zentralen Modellen, der Dolonie in *Ilias* 10 und der Nisus und Euryalus-Handlung in *Aeneis* 9, um isolierte, vom restlichen Geschehen abgegrenzte Episoden handle. Demgegenüber verdiene „die große Zahl, der Umfang und die thematische Bandbreite“ (Klappentext) klandestiner Nachtaktionen in der *Thebais* eine eigene Untersuchung.

A m e i s berücksichtigt in seiner Analyse nicht nur nächtliche Überfälle (λόχοι), sondern auch heimliche *pietas*-Aktionen, sodass für seine Untersuchung insgesamt sechs Passagen relevant sind: drei *nefas*-Aktionen (der Überfall auf Tydeus [2, 482–753], das Massaker auf Lemnos [6, 28–264] und der Überfall des Thiodamas auf die schlafenden Thebaner [10, 156–346]) und drei *pietas*-Taten (die Rettung des Thoas [5, 236–295], der Leichenbergungsversuch von Hopleus und Dymas [10, 347–448], die Bestattung des Polynices durch Argia und Antigone [12, 173–463]). Im Hauptteil der Monographie (Kap. 2–5) sind vier Aspekte für die Untersuchung dieser Szenen ausschlaggebend: (1) die Bedeutung der heimlichen Nachtaktionen für den Krieg um Theben, d.h. die narrative Funktion der drei Überfälle und der drei *pietas*-Aktionen in diesem Epos, (2) die Auflösung der Grenze zwischen Mensch und Tier sowie Transgressionen traditioneller Geschlechterrollen, (3) die ‚Infernalisierung‘ der Oberwelt durch *nefas*-Taten und (4) episches Ruhmstreben und das Problem der Erinnerung an „heimliche Nachtaktionen“, für die es naturgemäß – von den Akteuren selbst abgesehen – keine bzw. kaum Zeugen geben kann. Die vier Großkapitel des angenehm zu lesenden (und sorgfältig lektorierten) Buches werden von einer gehaltvollen Einleitung (Kap. 1) und einem

präzisen Fazit (Kap. 6) gerahmt. Das Stellenregister bietet Orientierungshilfen, das Fehlen eines Sachregisters wird zumindest teilweise aufgewogen durch konzise Einleitungen, regelmäßig eingelegte Resümees und Ergebniszusammenstellungen (zu den vier Hauptkapiteln), die es den Benutzer*innen durchgehend erlauben, sich einen raschen Überblick über die Themen und Inhalte der Studie zu verschaffen.

Auch wenn es A m e i s in erster Linie um die genaue Analyse nächtlicher *pietas*- bzw. *nefas*-Taten geht, hat er auch zur *Thebais* insgesamt viel zu sagen. Denn er legt Wert darauf, die enge Verzahnung der für seine Untersuchung zentralen Passagen mit der Haupthandlung deutlich zu machen und deren Bedeutung für das Werkganze herauszuarbeiten. Der Verfasser beweist dabei einen feinen Blick für werkinterne (Detail-)Bezüge: s. etwa 185ff. zur fortschreitenden ‚Infernalisierung‘ der Oberwelt, wobei die Ankündigung des Dis (8, 46–47) einen Wendepunkt darstellt; 208ff. zur Lemnos-Episode als Präfiguration der Haupthandlung; 226 zur Parallele zwischen dem Aufstieg des Laius aus der Unterwelt in *Thebais* 2 und jenem des Amphiaras in *Thebais* 10 etc. Zusammengefasst vermitteln A m e i s’ Detailstudien ein Bild von der *Thebais* als sorgfältig durchkomponierter und wohlgeordneter Großdichtung. Dass dieses Epos einerseits die Auflösung von Grenzen aller Art thematisiert und andererseits einem einheitlichen, in sich kohärenten Bauplan folgen soll, ist eine reizvolle Beobachtung, der man noch weiter nachgehen könnte.

Die Ergebnisse, die A m e i s aus seinen Detailanalysen gewinnt, sind meist nicht überraschend oder neu, was angesichts der Forschungslage aber nicht zu verwundern braucht. Selbst wenn sich A m e i s’ Schlussfolgerungen *grosso modo* mit dem Konsens der Forscher*innengemeinschaft decken, sind sie aber oft insofern wertvoll, als sie bestimmte Positionen (etwa zum Verhältnis der *Thebais* zur epischen Tradition, zur Poetik der Transgression, zum Problem traditionell-heroischen Ruhmstrebens im Bürgerkriegskontext, zur Rolle der Unterweltsmächte etc.) um neue Facetten bereichern, schärfer konturieren und weiter absichern. Inhaltlich sind die Schwerpunkte der Studie geschickt gewählt, da sie zentrale Probleme der *Thebais*-Forschung berühren und somit vielfach an aktuelle Debatten anknüpfen.

Ihren zentralen Impuls erhält die Studie aus der Feststellung, dass es sich bei der Nacht um einen ambivalenten Möglichkeitsraum handelt, der sowohl *nefas*- als auch *pietas*-Taten erlaubt. Dabei ermöglicht es die Dunkelheit insbesondere Nebenfiguren, in das Kampfgeschehen einzugreifen – mit Ausnahme von Tydeus handelt es sich bei den Akteuren durchwegs um weniger prominente Krieger („Soldaten aus der zweiten Reihe“ [13]) wie Thiodamas, Hopleus und Dymas oder um Zivilistinnen wie Hypsipyle und Argia. Während das verbrecherische Verhalten männlicher Figuren mit animalischer Grausamkeit einhergeht, ist das Ausbrechen aus der traditionellen Geschlechterrolle in der pervertierten Welt der *Thebais* für Hypsipyle und Argia die Voraussetzung für ihre *pietas*-Aktionen. Damit ist erstmals klar herausgearbeitet, dass die beiden entgegengesetzten Triebkräfte der Handlung – *nefas* und *pietas* – in diesem Epos mit unterschiedlichen Transgressionsformen korrelieren: Der unsagbare Frevel, der den Konflikt vorantreibt und immer weiter eskalieren lässt, löst die Grenze zwischen Mensch und Tier auf, während religiöse und familiäre Verpflichtung, letztendlich die Voraussetzung zur Lösung der Bestattungsfrage in Buch 12, nur wahrgenommen werden kann, wenn Frauen Geschlechternormen überschreiten und so ihren Handlungsraum erweitern. Die Erklärung, dass sowohl die Rettung des Thoas durch Hypsipyle als auch der Leichenbergungsversuch von Hopleus und Dymas die spätere Bestattung des Polynices durch Argia vorwegnehmen, überzeugt; ebenso die Interpretation der Lemnos-Episode als *Thebais en miniature*.

Besonders ergiebig ist das Kapitel zum Ruhmesstreben unter erschwerten Bedingungen (Kap. 5), d.h. zum Wunsch der Akteure, durch heimliche Nachtaktionen, die *per definitionem* im Regelfall keine Zeugen haben, Nachruhm zu erwerben. Ausgehend von der grundsätzlichen Unterscheidung zwischen ‚Rückkehrern‘ (z.B. Tydeus) und Akteuren, die in der Nacht sterben (z.B. Hopleus und Dymas), bespricht A m e i s die unterschiedlichen Konstellationen, die sich bei der narrativen Vermittlung nächtlicher Taten in der *Thebais* ergeben: Ein im Erzählertext beschriebenes Ereignis kann zusätzlich von einer oder mehreren Figuren berichtet werden, woraus Leser*innen eine Vergleichsmöglichkeit und innerepisch bisweilen ein multiperspektivisches Ringen um die Deutungshoheit erwächst. In anderen Fällen hat das Publikum keine Möglichkeit, einen Figurenbericht mit einer von der Erzählinstanz autorisierten Version abzugleichen. So kann man Zweifel hegen, ob Hypsipyles Selbstdarstellung während des Massakers von Lemnos der Wahrheit entspricht, aber man wird sie nicht der Lüge überführen können. Besonders reizvoll sind Fälle, in denen der epische Erzähler in einen Widerstreit mit seinen Figuren gerät und der Text den Leser*innen somit auf unterschiedlichen Ebenen der Erzählung unterschiedliche Bewertungen nahelegt. Die Überlegungen, die A m e i s in diesem Zusammenhang anstellt, ließen sich auch gewinnbringend auf die vielen Trauermonologe der *Thebais* übertragen, die, geprägt von der jeweiligen Sprecher*innenperspektive, ein bestimmtes Bild des Verstorbenen zu vermitteln suchen, das sich nicht mit dem des Erzählers decken muss.

Alles in allem hat A m e i s eine Studie vorgelegt, die mit der „heimlichen Nachtaktion“ einen bislang weniger beachteten Szenentyp in der *Thebais* erforscht und mit peniblen Detailanalysen verlässliche Grundlagen für weitere Untersuchungen schafft.

In den letzten Jahren wurde die vielschichtige Intertextualität, der unerhörte Anspielungsreichtum der flavischen Epik stark betont. A m e i s geht einen anderen Weg, indem er über das Werk verstreute Bezugnahmen auf die immer gleichen Referenztexte in den Blick nimmt (neben der Dolonie und der Nisus und Euryalus-Episode sind der Gang des Priamos in Achills Lager in *Ilias* 24 und die Iliupersis in *Aeneis* 2 wiederkehrende Bezugselemente) und so ein intratextuelles Bezugssystem sichtbar macht, das unterschiedliche Werkteile miteinander verknüpft und in diesem Sinne strukturbildende Funktion hat. Diese beiden methodischen Zugänge – die Analyse multipler Referenzen auf *einen* Bezugstext sowie das Zusammendenken von Intratextualität und Werkstruktur – könnten künftige Studien zur *Thebais* (und zur nachvergilischen Epik generell) mit Gewinn aufgreifen und weiterverfolgen.

Bernhard Söllradl

Vanessa B a y h a, Augustins *De haeresibus*. Ein Kommentar. Paderborn: Brill. Schöningh 2023. (Augustinus – Werk und Wirkung. 16.) 708 S. ISBN 978-3-506-79077-4

Der vorliegende Kommentar zu Augustins *De haeresibus* ging aus einer von Vanessa B a y h a an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Eberhard-Karls-Universität Tübingen verfassten Dissertation hervor. Betreuer dieser Arbeit zu Augustins Häretikerkatalog *De haeresibus* waren die zwei renommierten Augustinusspezialisten Volker Henning Drecoll und Johannes Brachtendorf, unter deren Ägide das Projekt von Anfang an in guten Händen lag und mit dem vorliegenden Band abgeschlossen werden konnte.

Quodvultdeus, der Diakon und spätere Bischof von Karthago, war brieflich an Augustinus herangetreten, um von ihm ein Kompendium sämtlicher Häresien, einschließlich eines theoretischen Schlüssels zum Erkennen von Häresien, zu erbitten. Augustinus, der in seinen letzten Lebensjahren stand und mit der Fertigstellung anderer Werke (*Retractationes*, *Contra Iulianum opus imperfectum*) befasst war, lehnte zunächst ab, indem er Quodvultdeus anbot, ihm Abschriften der Häretikerkataloge des Epiphanius und des Filastrius zu besorgen, fügte sich aber schließlich dessen weiterem Drängen und Gottes Willen („quod vult deus“) und nahm die Abfassung von *De haeresibus* in Angriff. Das Werk war auf zwei Bücher angelegt, doch nur das erste Buch konnte abgeschlossen werden, ein formal traditioneller Häretikerkatalog mit einer Auflistung von 88 Häresien, die seit der Himmelfahrt Christi aufgetreten sind. Das zweite Buch, das in einem allgemeineren Ausblick der Frage, was einen (künftigen) Häretiker ausmacht (*quid faciat haereticum*), hätte nachgehen sollen, konnte infolge von Augustins Tod (430) nicht mehr geschrieben werden.

Der Kommentarteil („Textanalyse“) von Bayha's umfangreichem Buch behandelt auf fast 600 Seiten in unterschiedlicher Länge und Ausführlichkeit die Kapitel zu den einzelnen Häresien, sowie Praefatio und Epilog von Augustins Schrift. Obwohl der vorangehende Briefwechsel zwischen Quodvultdeus und Augustinus (Augustinus, *Epistulae* 221–224) in den Handschriften und allen gängigen Editionen dem Werk vorangestellt ist, wird er leider – sei es aus Platzgründen oder wegen der irrigen Annahme, er sei nur in Briefhandschriften überliefert (XI) – im vorliegenden Kommentar zwar nicht eigens behandelt, aber immerhin mit einigen Verweisen in der Einleitung und im Kommentar der Praefatio erläutert. Keine Erwähnung finden die in CCSL 46 im Apparat gedruckte Epitome und die nachaugustinischen Ergänzungen zu Timotheanern, Nestorianern und Eutychanern.

In der Kommentierung der 88 Häresien setzt Bayha zwei Schwerpunkte: Zum einen fragt sie nach den Augustinus zur Verfügung stehenden Informationen und Quellen, zum anderen arbeitet sie anhand der benutzten Quellen die Charakteristika der literarisch-häresiographischen Strategien Augustins heraus. Als wichtigste Quellen von Augustins Häretikerkatalog ermittelt sie die *Anacephalaeosis* des (Pseudo-)Epiphanius (eine Kurzfassung des *Panarion* des Epiphanius von Salamis) und den Häretikerkatalog des Filastrius von Brescia, gelegentlich greift Augustinus auch auf andere Texte zurück, etwa den Hieronymus zugeschriebenen *Indiculus de haeresibus* und Rufins Übersetzung der *Historia ecclesiastica* des Eusebius (cf. 496); das *Panarion*, die vermutlich wichtigste häresiographische Schrift der Spätantike, ist (vielleicht mit Ausnahme von *De haeresibus* 40 *Apostolici*) ebenso wenig als Quelle nachweisbar wie die Schrift *Adversus haereses* des Irenäus von Lyon. Die detaillierte Diskussion der verwendeten Quellen, die am Beginn jedes Kapitels zusammengestellt werden (Detailfragen werden in Kleindruck innerhalb eines Kapitels behandelt; z.B. 53–55), erlaubt es der Verfasserin, den spezifisch augustinischen Zugang und Umgang mit dem verfügbaren Quellenmaterial nachzuzeichnen. Als Wesensmerkmal von Augustins Arbeitsweise arbeitet Bayha heraus, dass sich Augustinus nicht in biographischen oder doxographischen Details verliert, sondern stets auf den Kernpunkt der jeweiligen Lehre fokussiert, den aus den Quellen bezogenen Stoff frei gestaltet und in klar strukturierter und gestraffter Form präsentiert. Seine Darstellung zeichnet sich durch größtmögliche Objektivität aus und ist frei von jeglicher Polemik. Obwohl Augustinus einige frühe Häretiker als Wegbereiter späterer Häresien, insbesondere der Pelagianer und Manichäer (z.B. im Rahmen von *De haeresibus* 21 *Cerdoniani*; 150–151) nennt, kann Bayha als Prinzip Augustins erkennen, „namenlos angeführte Häresien nicht nachträglich mit einer konkreten Gruppierung in Verbindung zu bringen“ (450). Eine

Zusammenschau der im Hauptteil entwickelten Thesen fasst sie im ca. 30 Seiten umfassenden Schlusskapitel („Auswertung“) zusammen.

B a y h a weist zwar ausdrücklich darauf hin (XVII), nicht „eine Geschichte altkirchlicher Häresien“ schreiben zu wollen, bietet aber dennoch in ihrem Kommentar eine umfassende Darstellung der Häresien. Für die Präsentation nimmt sie in großem Umfang das in patristischer Literatur und insbesondere bei Augustinus bezeugte Material in den Blick. Dadurch nehmen einzelne Kapitel die Form selbstständiger Essays über Häresien an, deren Darstellung weit über das von Augustinus in knapper Form Gesagte hinausgeht. So erhalten vor allem die Häresien, die Augustinus zeitlebens beschäftigt haben, insbesondere die Donatisten (*De haeresibus* 69) und die Pelagianer (*De haeresibus* 88), eine umfangreiche und gut recherchierte Darstellung, die als Einführung in die Auseinandersetzung Augustins mit diesen Häresien gelesen werden kann. Auf Kommentierung des Abschnitts über die Manichäer (*De haeresibus* 46) wurde hingegen völlig verzichtet, weil er in Band 14 derselben Reihe ausführlich besprochen wurde (Mirjam Kudella, *Der antimanichäische Augustin, Zeuge und Polemiker*, Paderborn 2022, 73–166). In formaler Hinsicht wäre es vorteilhaft gewesen, am Beginn jedes Kommentarabschnitts den vollständigen Text zu zitieren; dies hätte nicht viel Platz erfordert, würde aber die Benutzung des Kommentars erleichtern, weil dadurch der gesamte Text im selben Band vorhanden wäre.

In eigener Sache seien zum Abschnitt *Donatistae* (*De haeresibus* 69) zwei Kleinigkeiten korrigiert: 402: Das donatistische Konzil von Bagai lässt sich nicht nur „in Teilen“, sondern vollständig aus Augustinuszitaten extrapolieren (vgl. Clemens Weidmann, *Augustinus als Organisator von Texten*, in: Isabelle Bochet, *Augustin philosophe et prédicateur. Hommage à Goulven Madec. Actes du colloque international organisé à Paris les 8 et 9 septembre 2011*, 507–522 [516–518]). – 373–374: Der Widerspruch der Quellen bezüglich der Unterscheidung zwischen Donatus von Casae Nigrae und Donatus von Karthago löst sich auf, wenn man für cap. 3, 538 der *Gesta collationis Carthaginensis* die von mir vorgeschlagene Konjekture akzeptiert (CSEL 104, 71): *Prosecutio Donatistarum, qua dicunt alium Casensem fuisse Donatum* (die Handschrift und alle älteren Editionen bieten *alium Case non fuisse Donatum*; die Negation geht offensichtlich auf die missverständene Kürzung des Toponymikons *Casen.* zurück). B a y h a verweist zwar auf meine Edition in CSEL 104, berücksichtigt aber nicht die Konjekture.

B a y h a s Kommentar ist eine gut lesbare Darstellung, die wissenschaftlichen Ansprüchen voll gerecht wird. Neben dem Schwerpunkt der Kirchengeschichte kommen auch Aspekte anderer Disziplinen nicht zu kurz. So wird im Fall von inhaltlichen Schwierigkeiten auch die Textkritik, d.h. die kritische Sichtung der handschriftlich bezeugten Varianten, in den Blick genommen. Neben der jüngsten kritischen Ausgabe von Vander Plaetse aus dem Jahr 1969 (CCSL 46) konsultiert B a y h a immer wieder auch die zur gleichen Zeit verfasste, aber davon unabhängige Dissertation von Bazant-Hegemark (Wien 1969).

An einigen Stellen scheinen mir Vanessa B a y h a s Beobachtungen zu spitzfindig zu sein, etwa wenn sie dem bei Augustinus häufig verwendeten, oft abschätzig gebrauchten Indefinitpronomen *nescio quis* das rhetorische Motiv des Nichtwissens zuschreibt (63; 117; 225; 315–316); als Indefinitpronomen hat es im Neutrum Plural gewöhnlich die Form *nescio quae*; es ist daher nicht notwendig, die Lesart der meisten Handschriften mit Bazant-Hegemark in *nescio quae* (315 Anm. 942) zu korrigieren. An einigen Stellen ist die grammatikalische Erklärung unzutreffend, etwa die Erklärung von *qui...perhibetur* als unpersönliche Form (40), die Interpretation der Wortgruppe *fortissimae...virtutis* als possessiver Genetiv (133; danach wird

dies richtig als Genetivus qualitatis dargestellt) oder die Bezeichnung eines relativen *quam* als Demonstrativpronomen (*De haeresibus* 27: *a loco quodam nominati sunt quam civitatem desertam dicit Epiphanius*, 184; bei *quam* handelt es sich um ein Relativpronomen, das mit *civitatem* kongruent ist und auf *loco* verweist). Lateinische Zitate sind mit großer Sorgfalt wiedergegeben, es finden sich nur einige kleinere Lapsus (etwa *eandem...substantia* 469 l. 2 statt *eandem...substantiam*, *cunta* 579 statt *cuncta* und die sinnstörende Interpunktion eines lateinischen Zitats 307; Augustinus, *Contra Iulianum opus imperfectum* 4, 47: *quod ergo affirmas...; nec uspiam legi*), aber bei der Bildung des Nominativs von Begriffen, die in obliquen Kasus stehen, zeigen sich einige bizarre Formen wie *immoderatissima carnales epula* 86, *prior initium* 128 oder *veterum testamentum* 465. Ebenfalls in den philologischen Bereich gehört die textkritische Diskussion zur priszillianistischen Maxime *iura, peiera, secretum prodere noli*. B a y h a (418) diskutiert zwar die handschriftlich überlieferten Textvarianten (*peiera, periera* und *periura*) und entscheidet sich aufgrund der besseren handschriftlichen Bezeugung für *peiera*, geht aber mit keinem Wort darauf ein, dass es sich hierbei um einen Hexameter handelt, in dem nur die Form *periura* mit drei langen Silben korrekt sein kann (siehe Jürgen Blänsdorf, *Fragmenta poetarum Latinorum*, Berlin 2011, 404–405).

Aus philologischer Sicht wäre es auch wünschenswert gewesen, patristische Texte nach der neuesten kritischen Edition zu zitieren (so wird z.B. [285] Augustins *sermo* 183 nach PL 38, aber nicht nach CCSL 41 Bb zitiert). Ein Lapsus, der in der Fachliteratur leider oft anzutreffen ist, begegnet auch in B a y h a s Kommentar: Der Ko-Editor von CSEL 60 (mit Augustins antipelagianischen Schriften) trägt den (tschechischen) Namen Vrba, und nicht, wie vor allem im Abschnitt *De haeresibus* 88 immer wieder zu lesen ist, Urba.

B a y h a s Kommentar zu Augustins *De haeresibus* bildet eine gut lesbare Darstellung dieses Werkes, die sowohl für mit Augustinus wenig vertrauten Leser*innen als auch für Kenner*innen Augustins dessen Quellenhorizont und Arbeitsweise in anschaulicher Form vermittelt.

Clemens Weidmann

Johannes Heil, *Andere Juden. Texte der westlichen Diaspora (ca. 400–800) und ihre christliche Rezeption (ca. 700–1200)*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2024. (Schriften der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg. 24.) XXII + 618 S. Ill. ISBN 978-3-8253-9575-9

Mit diesem *opus magnum* legt Johannes Heil eine Langzeitstudie vor, ein Forschungsvorhaben, das ihn über Jahrzehnte begleitet hat – ausführlich dargestellt in „Vorwort, oder: Wie aus Anmerkungen ein Buch wird“. An diese Schilderung der Genese schließt sich eine Übersicht über „Abbildungen, Abkürzungen und Zeichen“. Der dicke Band selbst gliedert sich in drei Teile („Lebenswelt“, „Texte – Corpusspolien“ und „Apparat“), wobei auf letzteren mehr als 100 Seiten entfallen; er enthält eine ausführliche „Bibliographie“, ein „Verzeichnis der zitierten Codices“ und „Indices“ zur „Bibel und bibelnahe[n] Texten“, „Schriften“, „Sachbegriffe[n]“, „Autor:innen sowie biblische[n] und historische[n] Personen“, „[m]oderne[n] Autor:innen“ und „Orte[n]/Landschaften“.

Mit ‚anderen Juden‘ meint Heil solche, die weder in östlicher noch in orthodoxer Tradition stehen. Er ist bestrebt, den Nachweis zu führen, dass gleichsam camouflierend jüdische Quellen in griechischer und lateinischer paganer und christlicher Literatur verarbeitet wurden

– und das recht flächendeckend. In diesem Zusammenhang spricht er von ‚Spolien‘ und schließt eine vermeintliche überlieferungsgeschichtliche Lücke (während der Spätantike und vor dem Frühmittelalter, konkret bevor die hebräische Schriftüberlieferung im Westen einsetzte), indem er die tatsächliche, aber eben nicht offensichtliche Präsenz jüdischer Literatur in der westlichen Tradition nachweist.

Auf den ersten 100 Seiten, dem Abschnitt zur „Lebenswelt“, gibt Heil zunächst einen Überblick über die bisherige Forschung und untersucht dann als „Anstöße“ Manuskripte (aus Reims und Saint-Denis) und Synagogen (in Ostia und dem tunesischen Naro). Weitere „Annäherungen“ unternimmt er an Juden im westlichen Mittelmeerraum, womit ausführliche Untersuchungen zur Diaspora ebenso in untrennbarem Zusammenhang stehen wie literarische Transformation. Philo betrachtet Heil (neben Josephus) im Unterabschnitt „Verzweigungen und Verflechtungen“ als ebenso verzerrenden wie einflussreichen Filter, der die Identifikation von Quellen zuweilen deutlich erschwert oder sogar verunmöglicht (103): „Es hat den Anschein, dass eine ganze Reihe griechischer und lateinischer Begriffe und Konzepte Eingang in die rabbinische Literatur gefunden haben, nicht aber als solche zu identifizierende Texte; es sind keine antiken oder mittelalterlichen Übersetzungen von Werken Philos oder anderer Autor:innen [Heil geht durchaus auch von Verfasserinnen aus] bekannt, auch nicht auszugsweise. Und also hatten, wie schon die heute bekannten Texte Philos in der Kontinuität griechischer Sprachpraxis und anschließender Übersetzung ins Lateinische nur aus kirchlicher Überlieferung erhalten sind, als Folge des hegemonialen Wirkens der Rabbinen nicht-hebräische jüdische Texte nur dann Aussicht auf einigermaßen vollständigen Erhalt, wenn sie ein wie auch immer geleitetes christliches Leseinteresse und Eingang in die Bibliotheken von Kathedralen, Klöstern und Schulen fanden.“

In einem ‚Rahmen‘ von zweimal etwa 100 Seiten für die Teile I und III liegt der kodikologische Mittelteil II mit zahlreichen Textbeispielen und überlieferungsgeschichtlichen Details. Aufgrund des hohen Spezialisierungsgrades dieses fast 400, zum Teil reich illustrierte und um Tabellen erweiterte Seiten umfassenden Kernstücks fügt Johannes Heil drei konzise Zusammenfassungen mit den zentralen Botschaften ein, wobei vor allem das dritte und abschließende Fazit von besonderer Wichtigkeit ist.

Noch einmal lässt Heil die Vielzahl von (493) „Texten ganz unterschiedlicher Gattungen“ Revue passieren, die er zuvor *en détail* und „hier erstmals im Verbund“ analysiert hat. Bei allen Unterschieden – von der Bibelexegese bis zur Rechtswissenschaft – erkennt er ein gemeinsames (494) „interpretative[s] Schema“. Er spricht von „einem geschichtlich gewachsenen und gleichermaßen theologisch wie ideologisch unterlegten Axiom, wonach in nachklassischer Zeit ein lateinischer Text ein christlicher sein und ein jüdischer in hebräischer Schrift vorliegen müsse.“ Johannes Heil hat Einzeluntersuchungen von Einzeltexten vorgenommen, aber (495) „stets unter der Maßgabe, dass sie sich im nächsten Schritt in ihrer Gesamtheit durch eine Gemeinsamkeit auszeichnen und insofern als Zugehörige eines übergreifenden *Corpus jüdisch lateinischer Texte* betrachtet werden sollen.“ Wichtig dabei ist ein feiner Unterschied: „Wiederholt wurden im Verlauf der Analyse motivische Entsprechungen zwischen jüdischen Texten des Westens und Schriften des rabbinischen Judentums konstatiert. Dabei konnten direkte Abhängigkeiten ausgeschlossen werden.“ Vielmehr konstatiert Heil statt (496) „striktter Segregation“, „hybride Prozesse“ und einen „sprachlich wie medial offenen Raum“, „ein schier unerschöpfliches Reservoir an Motiven zu biblischen und dann allseitig verwendeten Stoffen“. Er weiß um die Diskussionen, die sein Ansatz hervorrufen wird, pocht aber im Sinn der Wissensvermehrung auf eine bunte Mischung aus Quellen unter-

schiedlichster (religiöser) Provenienz, (500) „teils in deutlich christianisierender Überarbeitung [...], mit Kürzungen und geringen Anpassungen [...] oder in soweit unveränderter Form“.

Stoff für weitere – auch kontroversielle – Untersuchungen gibt es jedenfalls, lautet doch der letzte Satz des Buches in bewusster Offenheit (506): „Ob dem weiter nachzugehen die Mühe wert ist, können wir ausdiskutieren oder (besser noch) ausprobieren.“

Sonja Schreiner

Manolis Ulbricht – Jens Scheiner (Eds.), *From Oriens Christianus to Islamic Near East. Historiographical, Theological, and Cultural Cross-Pollinations in Late Antiquity and Early Islam*. Trier: Wissenschaftlicher Verlag 2024. (BAC. Bochumer Altertumswissenschaftliches Colloquium. 117.) 212 S. Ill. ISBN 978-3-98940-058-0

Die Herausgeber Manolis Ulbricht und Jens Scheiner erläutern in ihrer „Introduction“ die Genese des Sammelbandes aus dem Workshop *From Oriens Christianus to the Islamic Near East – Theological, Historical, and Cultural Cross-pollination in the Eastern Mediterranean of Late Antiquity*, der im Dezember 2017 an der Freien Universität Berlin stattgefunden hat, und dem Projekt *Late Antiquity and Early Islamic Studies (LAESSI)*. Die Beiträge und deren Gruppierung stellen sie konzis vor (13): „The volume discusses a variety of topics ranging from geography and historiography, to philosophy and theology, from imperial eschatology and the perception of ‘the others’ to monasticism and the ecclesiastical structures, as well as the role of arts, epigraphy, and music in Christian-Muslim encounters. The papers are arranged in three main sections, namely Historiographical Cross-Pollination, Theological Cross-Pollination, and Cultural Cross-Pollination.“ Störend ist lediglich, dass gleich auf der ersten Seite der Einleitung Robert Hoylands Buch *Seeing Islam as Others Saw It* (Princeton 1997), dem das eröffnende Impulszitat entnommen ist, als (11) „magnus opus“ bezeichnet wird.

Das Schwergewicht liegt mit fünf Beiträgen auf der historischen Sektion: Evangelos Chrysos schreibt über „*Arabia minor, Arabia magna* in Theophanes: A Short Reflection on Late Antique World-View“. Reinhold F. Gleiwidmet sich „The Sophistication of Arguments in Theodore Abū Qurra’s Dialogues with Muslims“. Yulia Furman schildert „The End of Mu‘āwīya’s Reign and That of the Whole World, or Why Write a Universal History Before the End of Times“, Jonathan Stutz widmet sich „Christian Rome in Syriac and Arabic Historiography“, und Alfons H. Teipen beleuchtet „Changing Perceptions of Jews, Christian Rulers and Arabs in Early Sīra-Maghāzī Literature“.

Auf die theologische Abteilung entfallen zwei Beiträge (Adriano Duque über „Columba’s Death as a Mirror for Monastic Ideals in 9th Century Córdoba“ und Nestor Kavvadas zur „‘Jerusalem Connection’ – A Communication Network Between Early Islamic Palestine, Constantinople, and Italy“).

Dem Kulturtransfer widmen sich drei Studien: Marcus Milwright arbeitet in „The Shock of the New? Qur’anic Content in the Inscriptions of the First Islamic Century“ zu Inschriften, Serafim Seppälä untersucht in „A Symbol of Tension: The Cross in the Earliest Christian-Muslim Encounter“ die Bedeutung des Kreuzes im Kulturkontakt, und Manolis Ulbricht vergleicht in „Cultural Heritage in Religious Musical Traditions of the Eastern

Mediterranean: A Study of the Byzantine Second Mode (ἡχ. β') and Its Relation with the Maqām *huzām*“ musikalische Traditionen.

„Acknowledgements“, die die Anzahl und Wichtigkeit der Kooperationspartner*innen erkennen lassen, eine Übersicht zur „Transliteration“, ein Index und eine multidisziplinäre „List of Contributors“ rahmen den informativen Band. Ausführliche Literaturverzeichnisse am Ende jedes Beitrags ermöglichen individuelle Vertiefung in das reichhaltige thematische Spektrum: Auf knapp 200 Seiten kann man als Leser*in eintauchen in die (sozio)kulturell und religiös so diverse Spätantike: Prägnant (auf nur acht Seiten) erklärt Evangelos Chrysos die spätantike Sicht auf die Welt am Beispiel von Arabia – im Vergleich mit Scythia, Armenia, Bagenetia, Britannia, Bulgaria, Croatia, Dacia, Francia, Germania, Gothia, Graecia, Hungaria, Italia, Langobardia, Moravia und Rossia. In allen Fällen (mit Ausnahme von Graecia) liegt eine Differenzierung in *minor* und *magna* vor, wobei ersteres einen Teil des Römischen Reiches und letzteres den Bereich außerhalb beschreibt – mit einer möglichen, aber historisch gewachsenen und somit erklärbaren Einschränkung (25): „The only case where reasonable doubt could be voiced against the principle [...] is Armenia, since the epithet *magna* is attributed to a region that was part of the Roman provincial system. [...] *Armenia minor*, which lies to the west of the Euphrates, was originally part of the province of Cappadocia and was only elevated to a province of its own later, by Diocletian during the reorganization of the empire, while Greater Armenia was nominally administered for the Emperor, but by a prince from Persarmenia; therefore it was not registered in the *Notitia Dignitatum*, the unique document of the late Roman Empire that details the administrative organization of western and the Eastern Roman Empire.“ Die Tatsache, dass Theophilus von Edessa hinsichtlich Arabia differenziert, wertet der Verfasser als Beweis dafür, (26) „that he was trained in a Graeco-Roman context and used the concept, while the Muslim geographers were not acquainted with it.“

Reinhold F. Gle i macht anhand zahlreicher signifikanter Beispiele mit Theodorus' auf Aristoteles basierender Philosophie im *Opusculum* vertraut, zeichnet zunächst seine Biographie und seinen Bildungsgang nach und subsumiert dann die Schwerpunktsetzung (33): „The argumentation itself is very often taken from scientific, especially medical analogies.“ Die Grenze zur Religion ist fließend, wird doch z.B. die Transsubstantiation aus muslimischer und christlicher Perspektive beleuchtet (34): „As a Christian theologian, Theodore is [...] well trained in dogmatic terminology used in contemporary debates.“ Überdies weist Gle i Übersetzungen aus dem Arabischen und Theodorus' Vertrautheit mit islamischer Theologie und muslimischer Tradition nach. Schließlich stellt er neben den griechischen auch die arabischen Werke vor (39): „Living in a contact zone between different cultures, religions, and languages, Theodore played an important role in mediating and exchanging both Greek and Arabic thought between each other. The crucial point is that he always relies on human reason [...] as a decisive instrument to discern between true and false. This holds not only for science and philosophy, but for religion, too, and there is no other way to discuss religious doctrines in a multi-religious milieu but the rational arguments.“

Yulia Furman gibt eine ausführliche historische Einführung in die unruhige politische Situation des 7. Jh. und konzentriert sich in weiterer Folge auf die vergleichende Darstellung der Ereignisse durch den türkischen Mönch Bar Penkāyē und in weiteren syrischen Texten, deren Gemeinsamkeiten und Unterschiede sie kenntnisreich und unter Zuhilfenahme einiger aussagekräftiger Passagen erarbeitet (47): „Apart from the [...] compositional similarities, the Syriac apocalypses and Bar Penkāyē's work differ in both how they describe the Arab

conquests and how they explain them. The fundamental distinction lies in the perspective these writings endorse. While the apocalypses are imperial in nature and expect deliverance from the oppressors by the hand of the Roman emperor, Bar Penkāyē does not acknowledge any authority other than God's and predicts the dissolution of the caliphate by anarchic groups of slaves. This distinction sets the tone for the interpretation of historical events.“ Sie kommt zu dem Schluss (52): „The true tragedy of Bar Penkāyē's generation was their inability to learn yet one more lesson in the midst of social and natural catastrophes. The link between God as teacher and humanity as students was broken; the school was closed. When the most essential function of the temporal world stopped working, this brought it to its end. The totality of all these factors makes *The Book of the Main Points* unique and yet so representative of its own epoch.“

Jonathan S t u t z konzentriert sich auf die Rezeption römischer Geschichte bei syrischen und arabischen Autoren vom 6. bis zum 10. Jh. (55): „In the territories that became part of the Islamic caliphate, Syriac historiography played a pivotal role in transmitting knowledge about the Roman past – a subject of particular interest to Syriac historiographers. [...] In the Syriac-speaking world both before and after the Islamic expansion, a rich and elaborate historiographical tradition was able to develop. This was fostered in the first instance by a consistent effort to translate historiographical works from Greek, an effort that began as early as the 5th century.“ S t u t z listet die in dieser Hinsicht einflussreichsten christlichen Schriftsteller auf (darunter Eusebius, Socrates Scholasticus, Theodoret, Johannes Malalas oder – für Hagiographie und Mönchsliteratur – Palladius). Wann genau Geschichtswerke in arabischer Sprache einsetzten, kann S t u t z nicht exakt bestimmen, da oft nur die Namen der Kompilatoren zur Verfügung stehen, nicht aber ihre Werke. Aus dem Erhaltenen bringt er aussagekräftige Beispiele (63): „These testimonies point to two important factors that were critical to the success of any historiographer aspiring to write on the history of Rome: the availability of Greek (or Syriac) sources and the linguistic skills of middlemen proficient in Arabic. As long as these sources were unavailable in Arabic, their usefulness to Muslim historians depended on the presence of fluent bilingual middlemen. There was thus a significant change in the documentation of Roman history when Christian historians began to write in Arabic rather than Syriac, Coptic, or Greek. After this development, Arabic-speaking historians, both Christian and Muslim, were able to continue the practice of integrating previous compilations into sequels, abbreviations, or even larger compilations.“ Römische Kirchengeschichte war Teil dieser Geschichtsschreibung; und Geschichtsschreibung überwand religiöse Grenzen.

Alfons H. T e i p e n beleuchtet Variationen in den Lebensbeschreibungen von Mohammed (75): „[...] such minor differences in portrayal may shed light on the ways in which narrators of the life of Muhammad envisioned the beginnings of Islam in seventh century Arab lands through an eighth and ninth century lens. The narrators of Muhammad's biographies were not passive transmitters of narrative materials about his life but had an active role in shaping memories about Muhammad and his community.“ In seiner Darstellung interessiert sich T e i p e n besonders für die ideologische Einbettung der in den Blick genommenen Autoren und exemplifiziert seine Erkenntnisse mit gut gewählten Textauszügen (85–86): „With the diminishing role of Judaism and Christianity in the legitimization of the new religion, it is the 'Arabness' of the early Muslim community that becomes a marker of identity [...]. Gradually distancing the narrative of its origin from the *Oriens Christianus/Religiosus*, Islamicate civilization now orientates its heritage toward Arabness.“

Damit ist die Brücke vom historischen zum theologischen Teil geschlagen: Adriano Duque beschäftigt sich mit dem Martyrium der spanischen Nonne und Heiligen Columba von Córdoba im *Memoriale Sanctorum* und im *Liber Apologeticus Sanctorum Martyrum* und mit der Rolle der Frauen in Córdoba, indem er Verbindungslinien zwischen der Liturgie bei Eulogius, der *Regula Sancti Fructuosi* und weiblichem Klosterleben aufzeigt (99): „Rather than presenting a sacrifice for personal belief, Columba’s *vita* follows a detailed liturgical devotional order punctuated by nine liturgical references. [...] Crafted as a scriptural ritual, the story of Columba offers a vibrant picture of Columba’s life as a direct imitation of the life of Christ.“ Duque arbeitet die Parallelen zwischen Columbas Leben und der Liturgie stufenweise heraus (101–103), gliedert in „Lectio“, „Antiphona“, „Supplicatio“, „Psallendum“, „Hymnus“, „Ad confractionem“ und eucharistisches Gebet (105): „Mozarabic liturgy and the *regula communis* of St. Fructuosus offer a sense of how the *Memoriale Sanctorum* might have been understood in a liturgical environment.“ Umso effektvoller und eindrücklicher ist die Selbstaufopferung (106) „[s]et in the borderland of Christian-Muslim confrontation“.

Nestor Kavvadas bezeichnet mit ‚Jerusalem Connection‘ die Rolle des Patriarchats von Jerusalem nach der Islamischen Expansion (111) „from Syro-Mesopotamia to Egypt, in such ecclesio-political conflicts as the Monothelite controversy and the Iconoclasm“ und betont deren starken Einfluss auf kirchenpolitische Entscheidungen in Konstantinopel, Rom und dem Frankenreich. Ausführlich beschreibt Kavvadas den Aufbau der anti-ikonoklastischen Front und konstatiert (115–116): „And this connection between Jerusalem, Theodore’s Constantinopolitan party and Rome not only guaranteed communication. It stood for a common front vis-à-vis imperial iconoclasm. In this conflict, Jerusalem was so close to the anti-iconoclast party in Constantinople that Theodore the Studite could put in is letter to the abbot of Mar Saba explicit invectives against the ruling Byzantine emperor, Leo V.“ Auch zwischen Jerusalem und Rom gab es ein funktionierendes und effizientes Netzwerk (117): „Indeed, it seems that also a strong, meanwhile ‘traditional’ link between Jerusalem and Rome played its role to make this mighty coalition of Theodore the Studite – and, through him, Patriarch Nicephorus of Constantinople – with Thomas of Jerusalem and Paschal of Rome possible.“ Detailliert berichtet Kavvadas auch über diplomatische Missionen zur Durchsetzung der Ziele; aufgrund der Quellenlage sind nicht alle derartigen Unternehmungen bekannt. In Summe (121) „[t]his network – this international ‘Jerusalem Connection’ – enabled the Patriarchate of Jerusalem to play a very real role in high politics far away from home, and to remain an international factor in the Islamic Empire.“

Die letzten drei Beiträge beschäftigen sich mit Kulturtransfer: Marcus Milwright präsentiert eine Fülle von säkularen und religiösen Inschriften auf islamischen Bauten und Objekten (mit Tafelteil 145–150) unter den Gesichtspunkten ‚Botschaft‘ und ‚Ästhetik‘ – zunächst mit Konzentration auf den Felsendom (131): „The contrast between the epigraphic programme of the Dome of the Rock and the inscriptions preceding it is immediately apparent. The sophistication of the materials used for the texts speaks of ambitious caliphal patronage [...].“ Dann wendet er sich spätantiken Inschriften auf Kultgegenständen zu (138): „Late Antique Syria is particularly rich in ecclesiastical silver, including chalices, patens, spoons, and crosses. These were a conspicuous form of private patronage that would be seen regularly by the congregations who attended the church. Greek texts on these items commonly record the names of either living patrons or the dead they wished to commemorate.“ Genau diese strukturelle und rhetorische (Aus)gestaltung zeigt auch in arabischen Inschriften (140) „the strong imprint of Late Antique epigraphic practices“ – oder an-

ders ausgedrückt: „Beyond the shift to a new written language, the initial adaptations that were required to fit the precise needs of Muslim audiences were not as great as they might appear at first sight.“

Serafim Seppälä zeichnet die frühe Sicht des Islam auf das Kreuz als Symbol auf verschiedenen Trägermedien, dessen Präsenz in Religion und Gesellschaft, muslimische Bezugnahmen auf das Kreuz im 7. Jh. und den Wandel im Umgang mit der (öffentlichen) Kreuzverehrung nach – durchgehend unter Bezugnahme auf zeitgenössische Texte (158): „After the divinity of Christ, the cross seems to have been the most difficult thing in Christianity for Muslims, and probably the most disturbing one in practice.“ Zugleich wurde das Kreuz als Marterinstrument wieder eingeführt (161): „Nevertheless, crucifixion did not become a literary maneuver in hagiography, even though it was practiced quite widely in Umayyad times.“ Hymnen auf das Kreuz und die Erlösung waren und sind weit verbreitet (162): „The hymnographic response to Islam is far from being a philological curiosity. The *Troparion* is sung by Orthodox Christians still today all around the globe, in all languages, in most divergent situations.“ Selbst in den griechischen Freiheitskämpfen des 19. Jh. zierte das Kreuz Flaggen und Fahnen. Seppälä mahnt zum Perspektivwechsel, weg von miteinander im Konflikt stehenden Narrativen, hin zur Alltagsrealität, z.B. (163–164), „how one did his shopping in a tiny Galilean town – that is, what symbols one could see or could not see in the marketplace. [...] Christians slowly realized that the Islamic reality was not going to collapse, and this fact had to be handled, both practically and in theological terms. The need gave rise to two literary genres, apocalypses and dialogues, that served the aim of understanding the place of Islam in the divine plot beyond the (Christian) history and redefining the place of Christianity in the emerging Islamic world. [...] And what was success and glory for Islam was decay and loss for Christianity. In this process, even the cross lost something of its Byzantine pride and became unprivileged and humble. Again.“

Manolis Ulbricht arbeitet ethnomusikologisch zu westlicher, byzantinischer und islamischer Musiktheorie. Aufgrund des hohen Spezialisierungsgrades seines Themas führt er eingangs Grundlegendes aus, präsentiert die wichtigsten Parameter in übersichtlichen *bullet points* (171–172), veranschaulicht seine Darstellung zusätzlich mit Abbildungen (176–179; 186–187) und zwei Appendices (194–198) und listet die Gemeinsamkeiten byzantinischer und islamischer Musik auf (184): „Both use the chromatic scale. They are both composed by two different sequences of notes. These can be defined as a combination of a trichord and a tetrachord.“ Das kulturelle Erbe dieser religiösen Musiktraditionen wird weitgehend mündlich weitergegeben; schriftliche Quellen sind daher oft deutlich jünger (193): „And the Second Mode is used since Late Antiquity and predates the Early Islamic time. So, we can be sure that we are dealing, in its essence, with Late Antique material that influenced Sufi works in Ottoman times and perhaps before.“ In der Rekonstruktion der Performanz sieht Ulbricht eine Herausforderung für die Musikwissenschaft. Zentral für seine eigene Forschung ist das verbindende Element (194): „However, the Ottoman understanding of musical theory was not born with the rise of their culture; it is rather embedded in a long tradition of cultural heritage common to both the *Oriens Christianus* and the Islamic Near East.“

Bei allen (ideologischen) Differenzen, die die hier versammelten Studien aufzeigen, überwiegt das Gemeinsame und das wechselseitig Befruchtende – ein gutes, wichtiges und richtiges Signal in Zeiten globaler Unsicherheit; und ein Lehrstück für die Unverzichtbarkeit der Spätantike in Forschung und Lehre.

Sonja Schreiner